

Vergißeinnicht 1911

5 (1911)

Vergißmennicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

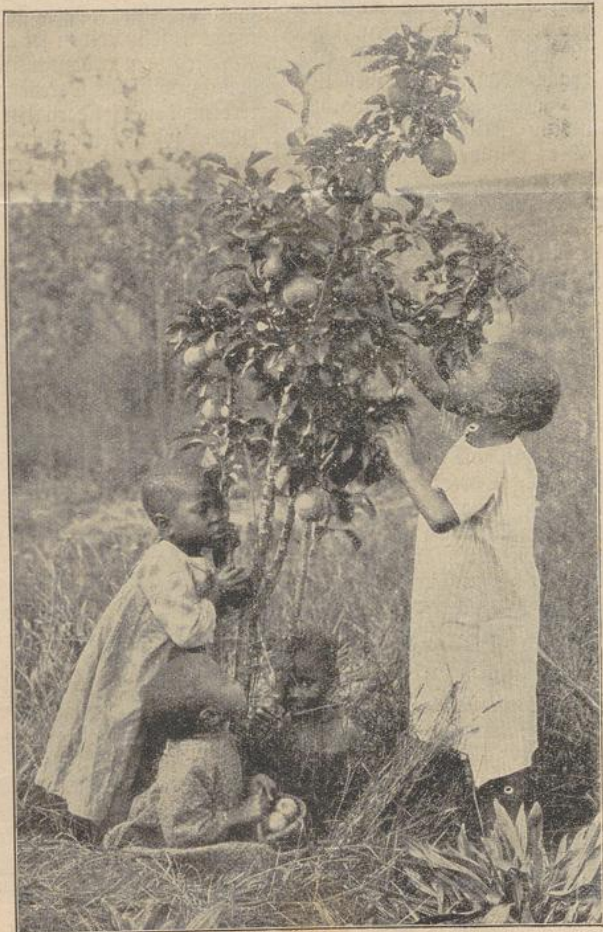
29. Jahrgang.
Nr. 5.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmennicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlsarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Mai 1911.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmennicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmennicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatskirche
zu Mariannahill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Zufriedenheit.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmichnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Unter Maria's Schutzpanier.

Und wenn noch ein Funken im Herzen wacht
Vom göttlichen Hasse des Schlechten,
Der schlage mit uns die heilige Schlacht,
Denn uns Höchste gilt es zu rechten:
Um des Glaubens Heil, um der Hoffnung Glut
Erbrausen die Kreuzeszüge,
Es lodert zum Himmel des Kampfes Glut,
Maria, führ' uns zum Siege!

Ja, Bruder, mit Hand und Herz und Mund
Gelob' es der Lieblichen, Reinen:
Du Herrin der Schlachten, wie Felsenrund
Im Kampfe stehen die Deinen!
Drum die Herzen hoch und hoch das Panier,
Daß es walle und leuchte und fliege:
Und siegen wir nicht, nun — so sterben wir! —
Maria führt doch zum Siege! —
Bornwaffer.

Unsere Missionsstation Himmelberg.

Vom Hochw. P. Odo Ripp, R. M. M.

Wie war es doch so schön hier auf Erden, als diese noch nicht durch die Sünde entweiht war! Wenn die Dichter vom „goldenen Zeitalter“ reden, von seinem wolkenlosen Himmel, den ewig sonnigen Tagen, dem stillen Frieden und der Seligkeit im Menschenherzen, beschleicht uns unwillkürlich tiefe Wehmut über dieses, dem ganzen Menschengeschlecht entschwundene Glück. Die Erde ist jetzt nicht mehr der reine Gottesgarten, sowie er aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen, voll Duft und Farbenpracht, voll Fruchtbarkeit und Lebenslust. Durch den Sündenfall ist alles anders geworden. Wie ein sengender Glutwind strich Gottes Fluch über die Erde hin. Die Blumen welkten, und statt der goldenen Feldfrucht kamen Dornen und Disteln, sodaß es dem Menschen nur mehr im schweißigen Angesichte gelingt, dem harten Boden kümmerliches Wachstum zu entlocken.

Und wie in der leblosen Natur, so ist es auch in der Menschenseele; auch hier finden wir Unkraut, Disteln und Dornen, und würde heute der Herr der Ernte seinen Schnittern befehlen, zuerst das Unkraut einzusammeln, dann gäbe es wohl viele Büscheln und reiches Brennmaterial fürs unauslöschliche Feuer in der Hölle. Der gute Weizen wächst auf dem großen Ackerfelde der Menschheit nur vereinzelt, und will mit viel Mühe und Sorgfalt gehegt und gepflegt sein, während das Unkraut von selbst allüberall in üppiger Fülle wuchert.

Ist das schon in christlichen Ländern der Fall, so kann man diese Beobachtung noch viel mehr in Heidenländern machen. Welche Mühe hat doch der Missionar, alte Sitten und Gewohnheiten, die wie ein tief eingewurzelter Unkraut die Menschenseele überwuchern, auszurotten und dafür Tugend und christliche Gesinnung zur Geltung zu bringen. Bei Kindern geht's noch verhältnismäßig leicht, um so schwerer aber bei den Alten, denen heidnisches Denken und Fühlen ganz in Fleisch und Blut übergegangen. Wohl gibt's auch löbliche Ausnahmen, denn die Gnade Gottes ist oft übermächtig; in der Regel aber muß sich der Missionar in seinem schweren Beruf auf viele Mühen und Opfer gefaßt machen und darf trotz mannigfacher Enttäuschungen und Mißerfolge nie den Mut verlieren. Treue Pflichterfüllung ist ihm ein süßer Trost, und das Bewußtsein, auch nur eine einzige Seele für den Himmel gewonnen zu haben, vollgiltiger Lohn für all seine Arbeiten. Ich will unter vielen Beispielen nur eines herausgreifen:

Einer unserer schwarzen Christen, Jakob Zimande mit Namen, wurde krank. Das Uebel begann damit, daß ihm seine Füße anschwellen und den Dienst ver-

jagten; bald gesellten sich dazu große Schmerzen im Unterleibe, und von dem beständigen Liegen auf dem harten Boden bildeten sich große, stark eiternde Wunden; kurz, der arme Mann erinnerte mich, so oft ich ihn besuchte, an den Dulder Job. Seine Geduld war bewundernswert; nie kam ein Wort der Klage über seine Lippen, trotz der sonstigen schweren Versuchungen, die an den Hartgeprüften herantraten. Er war nämlich früher Protestant (Wesleyaner) gewesen, und seine ehemaligen Glaubensgenossen suchten ihm nun plausibel zu machen, sein Leiden sei eine Strafe Gottes wegen seines Abfalles vom protestantischen Glauben. Er ließ sich jedoch durch dieses Gerede in seiner Gesinnung keineswegs irre machen, sondern litt still und geduldig weiter wie zuvor, sodaß seine Anverwandten selber die Neußerung taten: „Ein Glaube, der dem Menschen so viel Kraft und Stärke verleiht, kann unmöglich ein falscher sein.“

Ich selber staunte, bei einem Neubefehrten einen solchen Glauben und eine solche Vertrautheit mit dem Geheimnisse des Leidens zu finden. Die Kaffern fürchten sonst den Tod über alles; bei ihm aber war nicht die leiseste Spur davon zu finden; er erblickte im Tode nur den Eingang zum wahren, besseren Leben. Als er sein Ende nahe fühlte, rief er seine Frau und seine vier Kinder, welsch' leziere die Missionschule in Himmelberg besuchen, an sein Sterbelager und richtete an sie folgende herrliche Worte:

„Ihr seht, meine lieben Kinder, daß ich der Auflösung nahe bin, drum höret die Worte eures sterbenden Vaters und bewahret sie wohl in euren Herzen. Bleibet vor allem eurem heiligen katholischen Glauben treu und leistet dem Priester, eurem geistigen Vater, willigen Gehorsam. So ihr auf diesem Wege wandelt, dann fürchte ich nicht für euer Glück und Wohlergehen auf Erden.“ . . . Seinen beiden älteren Mädchen legte er namentlich nahe, auf der Missionsstation zu bleiben, bis sie sich christlich verheiratet hätten, und auch an die übrigen Kinder richtete er noch manches tiefergreifende Wort. Am folgenden Tage, es war der 1. Juli 1910, starb er still und friedlich im Herrn. Ueber den Gesichtszügen des Verbliebenen schimmerte etwas wie ein Glanz der Verklärung, und ich dachte unwillkürlich an das Wort des Psalmisten: „Kostbar vor dem Angesichte des Herrn ist der Tod seiner Heiligen! In den Augen der Menschen schienen sie zu sterben, sie aber sind im Frieden.“

Solch' schöne Beispiele sind allerdings selten. Im großen ganzen ist der bejahrte Kaffer nur schwer für den christlichen Glauben zu gewinnen. Redet man zu ihm von Taufe und Befehrung, so sagt er in der Regel: „Ich bin jetzt alt; was soll ich da noch so fremde Dinge lernen? Nein, ich ziehe es vor, zu bleiben, wie ich bin,

und will nach dem Tode zu den Geistern meiner Vorfahren kommen."

Empfänglicher und biegsamer dagegen sind die Kinder. Diese zeigen in der Regel für die Wahrheiten unseres hl. Glaubens ein lebhaftes Interesse, denn ihr Herz und Gemüt ist noch rein und unverdorben; und nach dem bekannten Ausspruche Tertullians ist die Seele von Natur ausschließ- lich. Gegenwärtig haben wir dahier, in Himmelberg, 65 Schulkinder, die alle nicht nur Unterricht, sondern auch volle Verpflegung genießen.

Bei dieser Gelegenheit sehe ich mich veranlaßt, den geehrten Wohltätern, welche uns auf das Bittgesuch unserer Lehrerin hin verschiedene milde Gaben zukommen ließen, unsern herzlichsten Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ auszusprechen. Besonders willkommen waren uns die hübschen Kleidchen, welche meist als Weihnachtsgeschenke an die Kinder verteilt wurden. Heute erlaube ich mir eine Bitte beizufügen für unsere Knaben. Es sind ihrer gegenwärtig 25; sie wohnen aber in einer kleinen, armseligen Lehmhütte, die ihnen als Wohn-, Schlaf- und Speiseraum zu gleicher Zeit dienen muß und die im Sommer ebenso heiß, wie im Winter kalt ist. Dazu ist sie schon fast dem Einsturz nahe. Kurz, die Knaben sollten dringend einen besseren und größeren Wohnraum haben. So wie sie gegenwärtig wohnen, leidet nicht nur ihre Gesundheit, sondern wird ihnen mit der Zeit überhaupt der Aufenthalt auf der Station verleidet. Und doch liegt uns so viel daran, gerade die Knaben für die Schule und das Christentum zu gewinnen, weil ihnen später ein

größerer Einfluß im Lande zukommt. Wie oft kommt es ferner vor, daß sich unsere katholischen Mädchen verleiten lassen, sich an einen Protestanten oder gar an einen Heiden zu verheiraten, weil eben in der betreffenden



Kaffernhochzeit in Himmelberg.

Gegend nur eine geringe Zahl katholischer Burschen zu finden ist. — Wer von unsern geehrten Lesern will nun für genannten Zweck ein Scherflein opfern! Herzlichen Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ auch für die kleinste Gabe zum voraus!

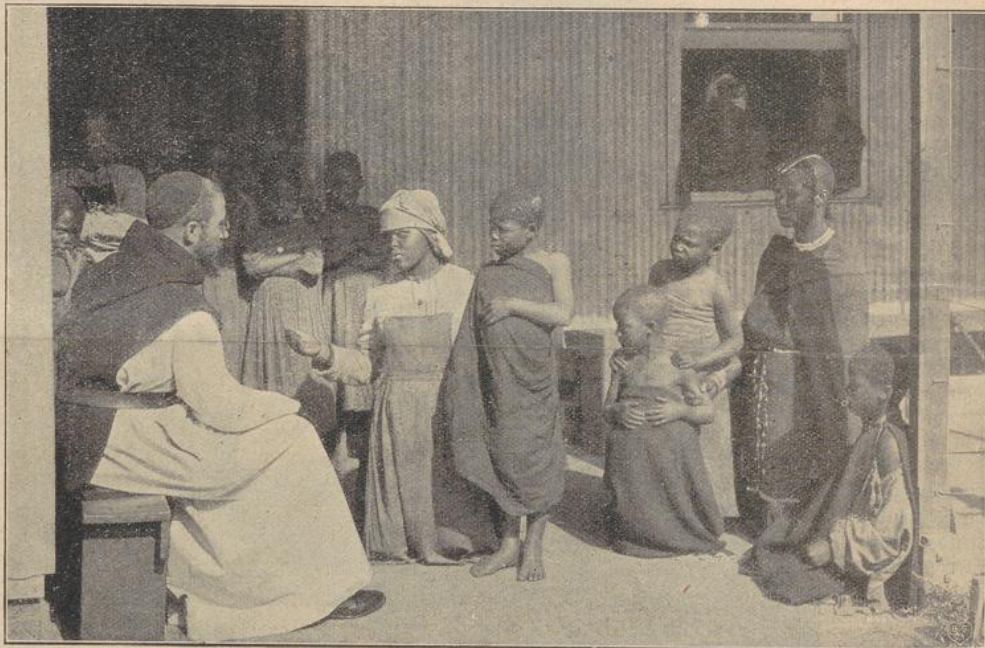
Vorbedeutungen und Ahnungen.

Eine vollständige Liste all der verschiedenen Dinge zu geben, die bei den Kaffern als gute oder schlimme Vorbedeutung aufgefaßt werden, ist rein unmöglich, denn ihre Zahl ist Legion. So oft z. B. ein Haustier irgend etwas tut, was ein klein wenig sonderbar oder ungewöhnlich scheint, so glaubt der Kaffer schon, es liege darin eine Vorbedeutung, irgendein geheimnisvoller Hinweis auf zukünftige Dinge. Ich will nur einige der bekanntesten Beispiele anführen:

Kräht ein Hahn zu ungewohnter Stunde, dann ist sicher, daß die Viehherde des Kraalbesizers oder die Insassen des Kraales selbst in Bälde von einer bösen Krankheit ergriffen werden. Bricht eine Kuh in eine Hütte ein, oder macht sie wenigstens den Versuch, es zu tun, so ist das ebenfalls ein gar böses Zeichen; nicht aber, wenn ein

halb einen Todesfall. Als ganz besonders schlimmes Vorzeichen wird es aber angesehen, wenn eine Ziege auf das Dach einer Hütte springt. Man schlägt dabei vor Entsetzen einfach die Hände überm Kopf zusammen. Ist auf einer Jagd das erste Tier, das erlegt wird, ein weibliches, so ist die Jagdpartie vom Unglück verfolgt; ist dagegen die erste Beute ein Männchen, dann wird der Jäger Glück haben für den ganzen Tag. Verfehlt ein Mann zweimal nacheinander das Ziel, so weiß er, daß die Geister seiner Ahnen gegen ihn sind; er macht dann einfach Kehrt und stellt für diesen Tag das Jagen ein.

Sogar ein Krieger sheer wagt es nicht, den Kampf zu beginnen, wenn es an einem Tiere eine ungewöhnliche Handlung wahrnimmt, denn das Tier sagt dem ganzen Heere deutlich, daß die Geister der Vorfahren gegen den Kampf sind. Gegen deren Willen anzukämpfen, wäre ein freventliches, zwangloses Beginnen; denn die Geister



Dem Hochw. P. Odo Ripp werden in Himmelberg Kinder zur Aufnahme in die Schule vorgestellt.

Kalb es wagt, denn junge Kälber werden von den Schwarzen, zumal von den Bondos, oft in die Hütte eingelassen. Wenn ein Lamm beim Schlachten blódt, so fürchten die Leute ebenfalls irgend ein Unglück; es kommt sogar vor, daß sie das Fleisch unberührt liegen lassen, so sehr sie sonst auf Fleischgenuß verfallen sind. Kommt ein Vogel oder ein anderes Tier dem Wanderer über den Weg, so ist das ebenfalls ein sehr böses „Omen“, namentlich wenn es einem Jäger begegnet, der gerade ein Wild verfolgt. Ein Traum hat in der Regel eine tiefe Bedeutung, drum setzt sich ein richtiger Kaffer darüber nie hinweg. Findet man beim Schlachten eines Tieres nur wenig Galle, dann ist sonnenklar, daß die Geister der Ahnen sie ausgesaugt haben; und das hat wiederum vieles und Schweres zu bedeuten.

Lichtenstein sagt, er habe Kaffern gefunden, die wie die Zigeuner aus den Furchen der Hand weislagten. Tritt ein Schwarzer in einen Dorn, so nimmt er ihn nachher in den Mund, kaut ihn und schluckt ihn hinab. Das schützt ihn für alle Zukunft gegen einen ähnlichen Unfall. Hüpfet ein Frosch in die Hütte, so gibt's darin

schlagen sich direkt über den Häuptern der Krieger, und der Sieg hängt mehr von ihnen ab, als von den Soldaten, die im Felde stehen.

Zum Glück können jedoch üble Einflüsse gebunden und unschädlich gemacht werden. Der Kaffer weiß überall Rat und hat schnell ein Gegenmittel zur Hand. Muß zum Beispiel eine Mutter ihr Kleinstes auf kurze Zeit allein lassen, so läßt sie einfach einige Tropfen Milch auf den Kopf des Kindes fallen. Das hält das Kindlein im Schlaf, und es kann ihm nichts passieren. — Der Kaffer genießt mit Vorliebe saure Milch; niemals aber wagt er das zu tun, während ein Gewitter am Himmel steht, denn dies würde unfehlbar einen Blitzstrahl auf die Hütte herabziehen. Ueberhaupt muß man beim Essen vorsichtig zu Werke gehen. Kommt z. B. bei der Mahlzeit das Haar eines Leoparden unter die gewöhnliche Kost, so hat dies den sicheren Tod zur Folge. Sonst aber nicht; im Gegenteil, verschluckt einer, während der gerade Leopardenfleisch isst, auch noch verschiedene Haare des erlegten Tieres, so gibt das eine wunderbare Kraft, ja alle guten Eigenschaften des Leoparden gehen auf den

Essenden über. — Der Häuptling Lobengula setzte die Todesstrafe auf die Erlegung eines Krokodils, denn es herrschte in seinem Stamme die allgemeine Ansicht, man müsse sterben, wenn man nur ein wenig Krokodilfleisch mit gewöhnlicher Nahrung verzehre.

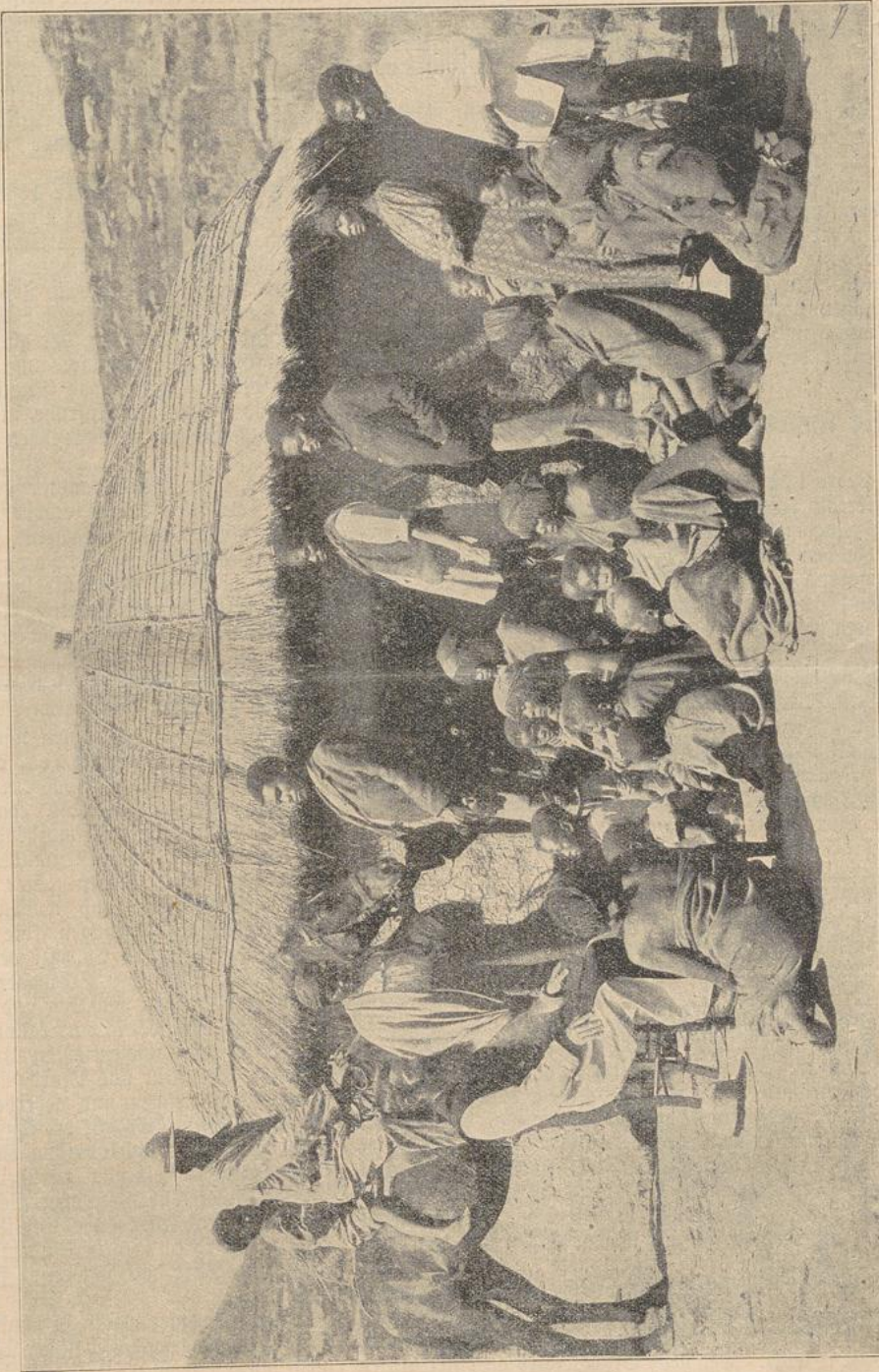
Mag ein inyanga (kaffrischer Heilkünstler) von einem Ereignis eine noch so phantastische Auslegung geben und so die Sache zu einem „Omen“ stemmeln, er findet dennoch festen, unbedingten Glauben, und jedermann gibt sich damit zufrieden. — Der Glaube an solche Ahnungen und Vorbedeutungen ist nur eine andere Seite des Glaubens an Geisteskraft und Zauberei. Ein kaffrischer Doctor, der sich als Meister im Zeichendeuten bewährt, gilt immer auch als Meister in der geheimnisvollen Zauberkunst.

Man kann sagen, das ganze Leben des heidnischen Kaffern ist durchsetzt mit Gefühlen geheimer Furcht und banger Ahnung drohenden Unheils. Ist doch die ganze Welt voll von bösen Zeichen und Vorbedeutungen für jeden, der Augen hat, zu sehen. Er, der Schwarze sieht das Klar; der Weiße aber, und wäre er sonst der gelehrteste Mensch, versteht von solchen Dingen rein nichts.

Der Europäer wundert sich und findet es unbegreiflich, daß ein Mensch, der sonst bei gesunden Sinnen ist, solchen Unsinn glauben kann. Dem heidnischen Kaffern dagegen ist alles sonnenklar. Der Glaube an das Einwirken der Geister der Vorfahren auf die sie überlebenden Verwandten, sowie an Zauberkraft und Hexentum ist bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen; denn diese Ideen wurden ihm von frühester Kindheit

an eingeimpft und werden beständig wach erhalten durch die heidnischen Doctoren und durch das Denken, Fühlen, Reden und Handeln des ganzen Volkes.

Er verwechselt ferner nur allzu leicht ein zufälliges



Fr. Pothalis erteilt Unterricht vor dem Kraal.

Zusammentreffen mit Ursache und Wirkung. Er sieht z. B. am Morgen, daß eine Kuh etwas Ungewöhnliches tut. Im Laufe des Tages bekommt er Kopfweh, und sofort steigt in ihm die Vermutung auf, daß jenes auffallende Gebahren des Tieres dieses sein Kopfweh wenn

nicht direkt verursacht, so doch klar und deutlich angezeigt hat.

Man sagt oft, die Kaffern seien nichts als große Kinder; ein Körnchen Wahrheit ist auch dran; übrigens kann der Schwarze oft eine List und Verschlagenheit bekunden, eine Klugheit und einen Witz und eine Schärfe des Verstandes, daß man höchlichst darüber staunen muß. Besser könnte man ihn daher ein verwöhntes oder verzogenes Kind nennen.

Anderer behaupten, der Kaffer habe kein Gewissen und keine Moral, doch ganz mit Unrecht. Auch er unterscheidet zwischen Gut und Böse, wenn er auch oft von anderen Prinzipien ausgeht, als der Christ, und auch er vernimmt in seinem Herzen eine Stimme, die ihn nach jeder bösen Tat der Sünde zeihet; es sei denn, er wäre ganz verhärtet und in Sünden und Lastern versumpft. Sein gestrenger Richter ist übrigens Gott allein; Menschen sehen nicht ins Herz hinein und urteilen bald zu milde und bald zu streng. Gott aber ist der Allwissende, der Allheiliger und Allgerechte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Pedro I., der neue König von Kongo, war ein ebenso sanfter als kluger Fürst und übertraf noch seinen Vater an Freigebigkeit gegen die Missionare.

In den ersten Jahren seiner Regierung erhielt das Kongoland auch einen Bischof. Er wurde bei seiner Ankunft von dem Volke, das sich in unabsehbaren Scharen nach dem Strande drängte, mit unbeschreiblichem Jubel und den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die ganze Straße von der Küste bis zur Hauptstadt wurde sorgfältig gereinigt und mit Matten belegt.

In Banza Congo angelangt, wählte der Bischof die Kirche zu seiner Kathedrale und umgab sich mit einem Kapitel von 28 Domherren. Er traf auch sonstige nützliche Einrichtungen zur Hebung des Gottesdienstes, versah die Kathedrale mit Glocken, einer Orgel und einem Sängerkhor und bemühte sich, den Glanz des Hauses Gottes nach Kräften zu heben und die Feiertage der Kirche aufs festlichste zu begehen. Die Schwarzen, die bekanntlich gar sehr am Neuzeren hängen, waren vor Staunen außer sich; in hellen Haufen strömte alles der Kirche zu. So befestigte sich der christliche Glaube im ganzen Lande immer mehr und mehr.

Leider starb der vortreffliche Oberhirte schon im Jahre 1528. Da er vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen hatte, man möge zu seinem Nachfolger einen schwarzen, in Portugal erzogenen Prinzen, den er selbst zum Priester geweiht hatte, wählen, begab sich dieser auf den Wunsch der gesamten Geistlichkeit sogleich nach Rom. Der Papst billigte, nachdem er den Prinzen geprüft hatte, die Wahl, erteilte ihm die bischöfliche Weihe und entließ ihn mit seinem Segen und mit reichlichen Geschenken.

Für das neubefehrte Kongoreich war also ein eigener schwarzer Bischof geweiht. Wie viele schöne Hoffnungen knüpften sich an seinen Namen! Doch, der Mensch denkt, und Gott lenkt. Der neue Bischof starb an einer akuten Krankheit schon auf der Reise, und das Kongoland blieb infolgedessen mehrere Jahre ohne einen Oberhirten.

Auch König Pedro überlebte ihn nicht lange. Er starb im Jahre 1530. Desgleichen regierte sein Bruder Francisco, der nach ihm den Thron bestieg, nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1532 folgte er beiden im Tode nach.

Unter Diego, seinem Vetter und Nachfolger auf dem königlichen Throne, erschien zwar der dritte Bischof, ein Portugiese von ausgezeichneten Rechlichkeit und erprobter Frömmigkeit, allein nun tauchten Schwierigkeiten anderer Art auf. Die Geistlichen des Landes hatten sich schon zu sehr an die Unabhängigkeit gewöhnt, und als der Bischof, vom Könige kräftig unterstützt, einige von ihnen nach der Insel St. Thomas oder nach Portugal schickte, tauchten ärgerliche Zwistigkeiten auf, welche dem Ansehen der christlichen Religion in einem fernen, neubefehrten Lande außerordentlich schaden mußten.

Wohl trafen im Jahre 1539 die ersten Mitglieder der Gesellschaft Jesu am Kongo ein; allein selbst diesen klugen und überaus eifrigen Missionären gelang es nicht gänzlich, den leidigen Zwist beizulegen. Das Unheil wuchs, als Diego im Jahre 1540 kinderlos starb. Die Portugiesen begingen die Unklugheit, einen ihnen befreundeten Häuptling, der aber nicht aus dem königlichen Geschlechte stammte, auf den Thron zu erheben. Das verstieß gegen das Grundgesetz des Staates; es entstand ein blutiger Aufruhr, in welchem die erbitterten Kongo-Neger alle portugiesischen Ansiedler und Handelsleute erschlugen; nur die Priester blieben verschont. Henrique, ein Anverwandter des königlichen Hauses, wurde auf den Thron erhoben, und somit war die äußere Ruhe wieder hergestellt.

Sein Nachfolger, Alvarez, war den Christen weniger hold und verbannte sogar im Jahre 1555 die um die Religion und christliche Kultur so hochverdienten Jesuitenväter aus seinem Reiche. Die Kongoneger waren offenbar für die Gnade des christlichen Glaubens nicht dankbar genug gewesen, und nun strafte sie der Himmel mit einer furchtbaren Geißel.

Um diese Zeit erschienen nämlich an den Grenzen des Landes die Schaggaer, oder Agag, wie sie sich selber nannten. Es war das ein wildes, überaus rohes und furchtbares Negervolk, das aus dem Innern Afrikas plündernd und mordend vorrückte und unter der Bevölkerung der Küstenländer unsägliches Schrecken verbreitete. Wir werden später noch näher auf dieses Volk zurückkommen und wollen uns für heute mit einigen Notizen begnügen, die wir dem berühmten Kapuziner-Missionär Cavazzi verdanken. Er schreibt:

„Dieses Volk der Schaggaer ist voll Härte und Grausamkeit, dazu voll Lug und Trug; Wahrheit und Treue sind ihm völlig unbekannte Dinge. Stets sind sie bereit, die abscheulichsten Untaten zu vollbringen. Trunken von Blut und Mord, verzehren sie gierig die menschlichen Leichen und geberden sich wilder als die wildesten Tiere. Es gilt bei ihnen als ein Zeichen von Seelengröße, die unbändigsten Bestien anzugreifen und sie an Grausamkeit noch zu übertreffen. Diese wahnsinnige Raserei üben sie aber nicht nur gegen alle ihre Feinde, — und jeder Fremdling ist ihr Feind — sondern auch gegen ihre eigenen Kinder; kurz, die Hölle hat diese Ungeheuer ausgepieen; sie sind die reinsten Teufel.“

Die Schaggaer waren so schnell und unerwartet ins Kongoreich eingefallen, daß der König Alvarez keine Zeit mehr fand, sein ganzes Heer aufzubieten, um ihnen Widerstand zu leisten. Er flüchtete sich daher mit seinem Hofe auf eine der Inseln des Kongoflusses, wohin ihm die Feinde wegen Mangel an Fahrzeugen nicht folgen konnten. Nachdem sie die Hauptstadt geplündert und niedergebrannt und das ganze Land gräulich verwüstet hatten, zogen sie sich zwar zurück, allein wer der Wut der

Schaggaer glücklich entronnen war, den raffte nun Hunger und Pest hinweg. Wären nicht von Brasilien her einige portugiesische Handelsschiffe angelangt, welche das Volk mit den nötigsten Lebensmitteln versahen, so wäre wohl am ganzen weiten Küstenstrich kein Mensch mehr am Leben geblieben.

So wenig sonst König Alvarez den Portugiesen geneigt war, so war er doch genötigt, sie immer wieder und wieder um Hilfe anzurufen, denn er sah sich persönlich vollständig außerstande, den wiederholten Einfällen der Schaggaer und den schrecklichen Folgen ihrer Raubzüge Einhalt zu tun.

König Sebastian von Portugal entsand seinem Verlangen und schickte im Jahre 1574 ein wohlausgerüstetes Geschwader mit hinreichender Mannschaft, um Alvarez und sein Volk gegen die Schaggaer zu schützen; allein als Entgelt mußte ihnen Alvarez an der Küste von Angola eine Strecke Landes abtreten und hier erbauten sich die Portugiesen eine Festung und legten eine starke Besatzung hinein. Sie erhielt den Namen Loanda de San Paolo und ist bis auf den heutigen Tag die Hauptstadt aller portugiesischen Besitzungen in Westafrika.

Der König von Portugal hatte ferner durch einige in Lissabon sich aufhaltende Kongoneger erfahren, ihr Land sei reich an Silber und Gold. Das bewog ihn, mit der Flotte auch zwei fachkundige Männer mitzuschicken, um dort Bergwerke anzulegen und deren Betrieb zu leiten. Da jedoch Alvarez befürchtete, er möchte mit den Goldminen zugleich seine Krone verlieren, führte er die Bergleute durch falsche Angaben irre und vereitelte auf diese Weise das ganze Unternehmen. Sobald aber die Aussicht auf reichen Gewinn an edlen Metallen verschwand, erkaltete auch der Eifer des portugiesischen Hofes in der Beforgung der Angelegenheiten des Kongoreiches.

Wohl hatten die bekehrten Neger oft und dringend um neue Missionäre, allein es folgten nichts als leere Versprechungen. Und doch war die Not so entsetzlich groß. Das ganze Land war durch Krieg, Hunger und Pest verheert, und wenn nicht rechtzeitige Hilfe kam, mußte in kurzer Zeit in all diesen Ländern das Christentum wieder verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein schöner Hochzeitstag.

Von Schw. Maximiliana Diefenbeck, C. P. S.

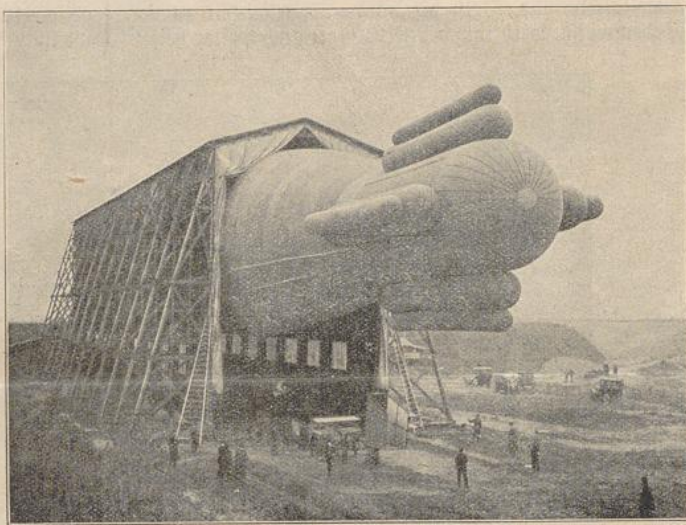
Clairvaux. — Das letztjährige Allerheiligenfest war für unsere ganze Missionsstation ein großer, unvergeßlicher Gnadentag. Schon acht Tage zuvor sangen und jubelten unsere schwarzen Schulkinder, als wollten sie die Oktav des hohen Festes gleichsam zum Voraus feiern.

Wem galt denn dieser Festjubiläum? — Zunächst unserm schwarzen Lehrer, Johannes Dhlamini, der an diesem Tage mit einem unserer Schulumädchen christliche Hochzeit hielt.

Die Heimat des Bräutigams ist Bulwer, ein kleines, englisches Städtchen, neun gute Wegstunden von Clairvaux entfernt. Sechs Jahre hat sich unser Johannes Dhlamini auf seinen Lehrerberuf in Mariannhill vorbereitet, und seit weiteren sechs Jahren ist er nun be-

reits dahier in der Knabenschule tätig. Die Braut, ein braves, stilles Mädchen, besuchte, wie gesagt, unsere Missionschule.

Als Festsaal diente unsere große Mädchenschule. Die Speisekarte war einfach genug: Bohnengemüse, ein Stück Schwarzbrot und etwas Fleisch, das war alles. Dennoch waren die Gäste, zu denen in erster Linie die Eltern, Geschwister und nächsten Anverwandten der Brautleute zählten, wohl zufrieden. Die Schulkinder bekamen etwas Bohnen unter die Maiskörner gemischt; und auch ihnen erschien das Gericht als der reinste Festschmaus. Das Brautpaar wurde unter Gesang zur Kirche geführt und von dort zur Mädchenschule zurückgeleitet; und während der Hochzeitsmesse selbst wurden verschiedene passende Lieder gesungen, galt es doch, dem Herrn Lehrer und verdienten Sängern der Schule, die schuldige Ehre zu erweisen.



Das Lustschiff verläßt die Halle.

Das Schönste beim ganzen Feste aber war der stille Friede und die schöne Eintracht, die unter allen Gästen herrschte. Da gab es keinen Streit, keinen rohen Lärm, keine Uebersättigung in Speise und Trank, obschon die Gesellschaft eine sehr gemischte war; denn außer den Katholiken waren auch viele Protestanten und Heiden zusammengekommen. Die Kinder aber sagten zu mir beim Schlafengehen: „Inkosazana, sibusile namhlanje, Schwester, wir haben heute gelebt wie die Fürsten und sind ordentlich satt geworden!“

Nur eine trauerte an diesem allgemeinen Freudentag; das war die arme Geldbörse des schwarzen Bräutigams. Ihr war in der Tat gar übel mitgespielt worden. In Europa bringt die Braut dem Bräutigam eine willkommene Mitgift und Ausstattung ins Haus bei den Roffern aber ist dies anders. Hören wir, was unser Johannes Dhlamini gelegentlich seiner Hochzeit alles zu zahlen hatte:

Zunächst 16 Stück Ochsen als lobola (Kaufpreis) für die Braut. Das war allerdings viel, denn der gewöhnliche Kaufpreis besteht in 10 Rindern. Mancher Häuptling und Induna verlangt aber auch das drei- und vierfache für seine Tochter. Dazu kamen noch weitere 8 Stk. (160 Mark) an den künftigen Schwiegervater, damit er bloß um die Braut „anfragen“ durfte; dann 10 Mark für einen Speer, 4 Stk. (80 Mark) für

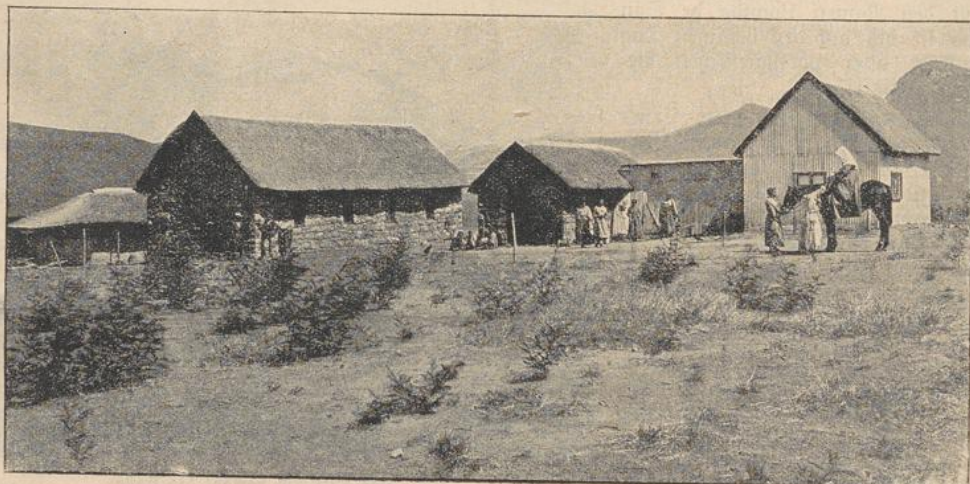
die Mutter der Braut, 30 Mark Hochzeitspräsent für die Eltern, 10 Mark für die geladenen jungen Mädchen, 6 Ziegen für die Hochzeitsgäste und außerdem noch dies und das, z. B. ein Mantel für den Schwiegervater, 2 Mark zum Einlaß der Braut ins neue Heim usw.

Nicht geringe Auslagen fürwahr für einen schwarzen Burischen, der zudem, wie unser Johannes, von seinen Angehörigen keine Hilfe zu erwarten hatte. Gewöhnlich hilft sonst dem Bräutigam der eigene Vater oder einer der schon verheirateten älteren Brüder. Johannes aber hat keinen Vater mehr, und sein älterer Bruder, der ihm hätte helfen können, ging auf Nimmerwiedersehen nach Johannesburg, seine kleineren drei Brüder sind in der Schule unserer Missionsstation, desgleichen seine zwei Schwestern.

Nun, schließlich konnte er den mannigfachen Anforderungen dennoch gerecht werden, und wenn er mit Arbeitsliebe und Fleiß die nötige Sparsamkeit zu verbinden weiß, wird ihm der liebe Gott auch weiter helfen.

Kafferdoktor ist, desto mehr verbindet er mit seiner Heilkunst die Zauberei.

Ferner ist es eine vielgehegte Ansicht, alle schwarzen Doktoren seien eigentlich bloße Quacksalber, und alle ihre angepriesenen Mittel seien an sich wirkungslos; nur die eiserne Konstitution ihrer Patienten bewirke schließlich von selbst die Genesung. Dem ist aber keineswegs so, denn viele Kafferdoktoren verfügen über eine weitreichende Kenntnis von Heilmitteln und Heilkräften. In ihrer Apotheke liegen Hunderte von Heilpflanzen, die sich namentlich bestimmten Krankheitserscheinungen gegenüber als ungemein kräftig und heilsam erweisen. Im Natal-Museum (ethnologische Abteilung) ist ein riesiger Glasbehälter ausschließlich dafür bestimmt, die verschiedenen Medizinen des südafrikanischen schwarzen Doktors zu bergen. Colonel Lugg hat dazu allein einen Beitrag von 200 kaffrischen Kräutern und Heilmitteln geliefert. Dazu kamen noch anderweitige Schenkungen, sodaß die Sammlung auch nach dieser Richtung hin einen



Schwester Juliana kommt zum Unterricht in der Station St. Emanuel an.

Der Kafferdoktor.

Mancher Weiße glaubt, bei den Kaffern seien die Begriffe „Zauberer“ und „Jünger der Medizin“ gleichbedeutend; tatsächlich sind nun aber die beiden Professionen: Zauberei und Heilkunst von einander getrennt, obgleich beide gemeinsame Kennzeichen aufweisen.

Ein Zauberer und Wahrsager gibt sich mit der Bereitung geheimnisvoller Medizinen und Amuletten ab und gibt vor, unter seiner Kontrolle ständen die klimatischen Verhältnisse des Landes, er gebiete dem Regen mit Erfolg und trete mutig dem drohenden Hagelwetter entgegen, er mache nach Belieben die Leute krank und gesund und rieche mit Sicherheit jeden Dieb und Missetäter aus. Der Arzt und Mediziner dagegen beschränkt sich auf die bloße Heilkunst und bedient sich nur natürlicher Heilmittel.

Diese allgemeine Begriffsbestimmung trifft aber im wirklichen Leben nicht immer zu, denn die meisten Kafferdoktoren befassen sich gelegentlich auch mit Zauberei; und umgekehrt manches Mittelschen, das der Zauberer seinem Patienten empfiehlt, ist von Natur aus eine heilkräftige Medizin. Man kann als Regel annehmen, ein je größerer und durchtriebenerer Pflücker ein

ganz respektablen Wert repräsentiert. Man sieht da alles Mögliche, angefangen von der mysteriösen Gewandung des Kafferdoktors bis zum geheimsten Zaubermittelschen, das er in seiner Apotheke führt.

Da sind Leberwürfe aus Ziegenfellen und lange Lederstreifen, welche letztere wie ein Flechtwerk kreuzweis um die Brust getragen werden. Da sind luftgefüllte Gallenblasen, vom Doktor als beliebter Kopfschmuck getragen, Hörnchen als Medizinbehälter, von denen der schwarze Heilkünstler immer eine Menge bei sich trägt, Halsbänder aus Eidechsenhaut und sonstige Abzeichen eines Dieners Askulaps von Beruf.

Auch an Zaubermitteln fehlt es in der genannten Sammlung nicht. Da sieht man allerlei Gebeine, Menschenfinger, Knochen vom Fuß- und Handgelenke. Gerade diese Knochen sind bei den schwarzen Heilmeistern sehr in Gebrauch. Sie werfen dieselben unter dem Murmeln geheimnisvoller Zaubervorte auf den Boden und wahrjagen dann, je nach der Lage, welche die Gebeine beim Fallen einnehmen.

Die Zulus haben, was Zauberei anbelangt, vieles mit den Buschmännern gemein. Der Hochw. Alfred L. Bryant veröffentlichte in der Juli-Nummer 1900 der „Annalen des Natal-Government Museums“ einen

langen, sehr spannenden Artikel über die kaffrischen Doktoren und ihre Medizinen. Wir entnehmen demselben folgendes:

„Der Kafferdoktor ist sicher arm bestellt in allem, was den Menschen zu einem „zivilisierten Manne“ macht, dagegen ist er in seinem eigenen Lebenskreise in vielen Dingen ganz erstaunlich erfahren. Man kann ohne Uebertreibung sagen, er übertrifft den Durchschnittseuropäer, was die Kenntnis natürlicher Heilmittel anbelangt. Schon seine äußere Erscheinung ist Aufsehen erregend. Stelle ich einen studierten, europäisch gekleideten Häuptling, wie es deren jetzt viele gibt, neben einen Kafferdoktor in seinem Nationalkostüm, so erscheint letzterer auf den ersten Blick allerdings bettelhaft. Indes muß man zugeben, seine originelle Erscheinung hat auch etwas Malerisches an sich und flößt vielen Respekt, um nicht zu sagen Furcht ein. In seinem Stamm teilt er mit dem Häuptling das höchste Ansehen. Seinem mit zahllosen Furchen überzogenen Gesicht ist der Stempel eines ernsten, sinnenden Geistes aufgedrückt, aus seinem Auge leuchtet der Widerschein einer tiefen Berechnung, ein Blick, der ganz natürlich erscheint bei einem Mann, der schon so oft hinter den Kulissen an „dunkeln“ Unternehmungen teilgenommen. Erscheint der Zauberer in der vollen Ausrüstung seiner seltsamen Profession, so ziert ihn ein buntfarbiger, phantastischer Schmuck, dem wenigstens Originalität und drastische Umrissigkeit nicht abgesprochen werden kann.

Die hohe Würde eines Heilkünstlers und Zauberdoctors steht jedem offen, der Liebe und Lust dazu hat. Der Aspirant tritt zunächst in den Dienst eines schwarzen Doktors als dessen Gehilfe. Als solcher begleitet er seinen Meister überall hin, macht dabei seine Beobachtungen, empfängt Winke und Ratschläge von seinem Lehrmeister und gewinnt so nach und nach die nötigen Kenntnisse, verbunden mit eigener Praxis. Diese Lehr- und Studienzeit mag sich auf mehrere Jahre erstrecken, bis sich der Neuling stark genug fühlt, auf eigenes Risiko hin seine Patienten zu behandeln. Er zahlt nun dem Meister den ausbedungenen Lohn — meist 2 bis 3 Stück Vieh — begibt sich nach seinem Heimatstraal und eröffnet seine Praxis. Dabei trägt er Sorge, seine medizinischen Kenntnisse beständig zu erweitern, indem er mit benachbarten Doktoren professionellen Verkehr unterhält, von ihnen Arzneimittel empfängt, oder denselben vom eigenen Vorrat welche überläßt, bis er

endlich nach 20 oder mehr Jahren sich alles angeeignet hat, was die kaffrische Pathologie und Arzneikunde ihm bieten kann.

Doch sind Fälle, wie der vorerwähnte, verhältnismäßig selten. Die Heilkunde ist bei den Zulus eine Wissenschaft, die sich in der Regel vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und zwar ganze Generationen hindurch. Der schwarze Medizin-Mann bestimmt einen seiner Söhne, den er eben für den tauglichsten hält, zu



Zebrä von einem Leoparden überfallen.

diesem Geschäft. So lange er, der Vater, lebt, ist jener sein getreuer Assistent, und bei seinem Ableben erbt der Sohn all dessen Medizinen, Kräuter, Hörnchen und Geheimmittel.

Ueber den Bau des menschlichen Körpers ist der Kaffer ziemlich gut instruiert. Er macht dabei seine Beobachtungen an Tieren, die vielfach ganz ähnliche Organe aufweisen, und lernt auch durch die Praxis. So sind ihm z. B. die Atmungs- und Verdauungsorgane hinreichend bekannt; er weiß, wie sie in gesundem Zustand funktionieren, und welchen Veränderungen sie in

Krankheitsfällen unterliegen. Dagegen ist ihm das ganze Nervensystem eine terra incognita; er hat gar keinen Namen für „Nerv“, ja, er weiß gar nicht, daß es Nerven gibt. Vom Gehirn und Rückenmark ist ihm nur bekannt, daß diese Dinge existieren. Daß das Blut durch den Körper fließt, weiß und fühlt er wohl, aber von der eigentlichen Blutzirkulation, und der Tätigkeit der Herzkammern usw. hat er keine Idee.

Obwohl nun der Kafferdoktor über die Ursache und das Wesen der meisten Krankheiten ganz im Dunkeln ist, so hat er doch eine gute Kenntnis der einzelnen Krankheits-Symptome, der Wirkungen und äußeren Erscheinungen der Krankheiten; ja ihm gelten die Symptome für die Krankheit selbst. Hauptregel seiner medizinischen Schule ist: So viele Symptome, so viele Krankheiten. Das Auffälligste, und ich möchte beifügen, das Erfreulichste aber bleibt, daß er trotz seiner im Blinden tastenden Methode ganz überraschende Kuren macht, und zwar sogar in Fällen, wo der europäische Arzt mit all seinem Wissen und Können ratlos dasteht. Der Schwarze weiß eben aus langjähriger Erfahrung und uralter Tradition bei diesem und jenem Leiden hilft dieses spezielle Kraut. Weshalb, das weiß er nicht; kümmert ihn auch wenig, weder ihn, den Doktor, noch seinen glücklichen Patienten. Die Hauptsache ist, daß die Medizin geholfen hat. Und schließlich denkt und fühlt auch der Europäer so, wenigstens so oft ihm ein hartnäckiges Uebel im Leibe sitzt.

Kirchliche Feier in Kevelaer.

Kevelaer. Zu einer recht hübschen Feier gestaltete sich die Benediktion des neuen Missionskirchleins zu Kevelaer am 9. November 1910. Schon längst war die alte Kapelle zu klein geworden und der Bau einer größeren ein dringendes Bedürfnis. Wenn das Bauen bei uns aus Mangel an Kräften im allgemeinen nicht schnell vorangehen kann, so machte doch der Kirchenbau von Kevelaer hierin eine Ausnahme. Kaum war der Bau drei Monate in Angriff genommen, als schon die kirchliche Benediktion vorgenommen werden konnte.

Zu dieser Feier hatte sich eine stattliche Anzahl Festgäste eingefunden, sodaß dem armen Kevelaer zuerst wohl bang werden mochte. Das sonst so stille Kevelaer wurde auf einmal ganz bevölkert. Es waren zugegen: Unser Ehrw. Vater Abt, Propst von Mariannhill, der soeben die Benediktion der neuen Kirche in M. Telgte vorgenommen hatte, die hochw. Patres Ivo, Ildesons, Angelicus, Bonaventura, Emmanuel und der hochw. Herr B. Gramsch. Auch P. Benno war mit einer Abtheilung seiner Schulknaben eingetroffen, sowie mehrere Brüder von anderen Stationen. Dazu kommen noch die Neubekehrten von der Kevelaer Außenstation Incwadi und der Centocower Sängerkhor.

Am Sonntag Morgen verkündete das Leuten „aller“ Glocken die nahende Feier. Leider war der Himmel trüb, und es fanden sich deshalb auch nicht so viele Schwarze ein, wie man anfangs erwartete; immerhin war die Kirche mit den fremden Gästen gefüllt, die sich eingefunden hatten.

Um 9 Uhr begann die Feier. Der Ehrw. Vater, im äbtlichen Ornate, nahm die Benediktion vor unter Assistenz der hochw. Patres Angelicus und Bonaventura. Die übrigen Patres und Brüder gruppierten sich um das Harmonium und halfen tüchtig mitsingen. Der Centocower Chor, unterstützt von einigen guten Kevelaer Sängern, brachte eine Messe von Jaspers recht gut zum

Vortrag. Auch einige Motette gelangten zur Ausführung, so das „Haec dies, quam fecit Dominus“ von Tresch, beim Segen ein „Ave Maria“, arrangiert von einem unserer Patres. Nach dem Evangelium hielt hochw. Vater Ivo eine wohlburchdachte Predigt über den Psalmvers: Lactatus sum in his, quae dicta sunt mihi.

Nach dem Hochamte versammelten sich Patres und Brüder, der Ehrw. Vater an der Spitze, zum gemeinsamen Mittagstisch in der alten Kapelle. Einige edelgesinnte Menschen hatten dem armen Kevelaer zu einem guten Festschmause verholfen.

Der Superior der Station, der hochw. P. Gereon, dankte beim Mahle dem Ehrw. Vater für seine Bemühung und allen Gästen für ihr Erscheinen. Hernach war sakramentaler Segen und nachmittags belustigte sich Jung und Alt nach seiner Weise. Die Kinder sangen, tanzten und führten einige Spiele auf. Abends fand zum großen Gaudium aller Anwesenden ein kleines Feuerwerk statt, bei welchem es an lustigen Episoden nicht fehlte.

Am folgenden Montag verließen alle Gäste wiederum das traute Kevelaer teils per Bahn, teils per Pferd, teils zu Fuß.

Die Kirche ist ähnlich der Mariathaler Missionskirche aus Wellblech gebaut und innen mit Ziegeln ausgemauert. Ein schmuckes Türmchen zielt das Dach. Diese Bauart ist nach meiner Ansicht besonders für Außenstation recht angezeigt; billig, nett und schnell hergestellt. Möge das hübsche Kevelaer weiter blühen und die neue Kirche sein nach den Worten des Festpredigers „ein Ort der Andacht, ein Ort, an welchem der arme Erdenpilger Trost, Ruhe und Frieden findet für sein armes Herz.“ Das war sicher auch der Wunsch, mit welchem ein jeder der Gäste das traute Kevelaer und seine guten Einwohner verließ.

P. Emmanuel.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt. Nun ward es lichter in den Zweigen und der Wald endete sich gegen den Rand des Verges, der sich ins einsame Lahnthal senkte.

Hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir standen aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquidte, der mit Umwegen an dem mannigfaltig unterbrochenen Abhange zur Lahn hinab-eilte. Wo wir standen, war die Gegend sanft und mild. Ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunkeln Wald abstachen. Außerdem befränzten und durchschnitten den Platz mancherlei Fruchtsträucher, Haselbüsche, Johannis- und Klosterbeersträucher, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen.

Uns gegenüber erschien die Gegend ernster. Das Lahnthal schließt, von diesem Punkte gesehen, den Spiegel des Flusses mit einer Krümmung wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen, mit dunklem Walde bedeckt, streng und finster um diesen her, als hätten sie tief-sinnige Gedanken über ein Leid, das hier geschehen.

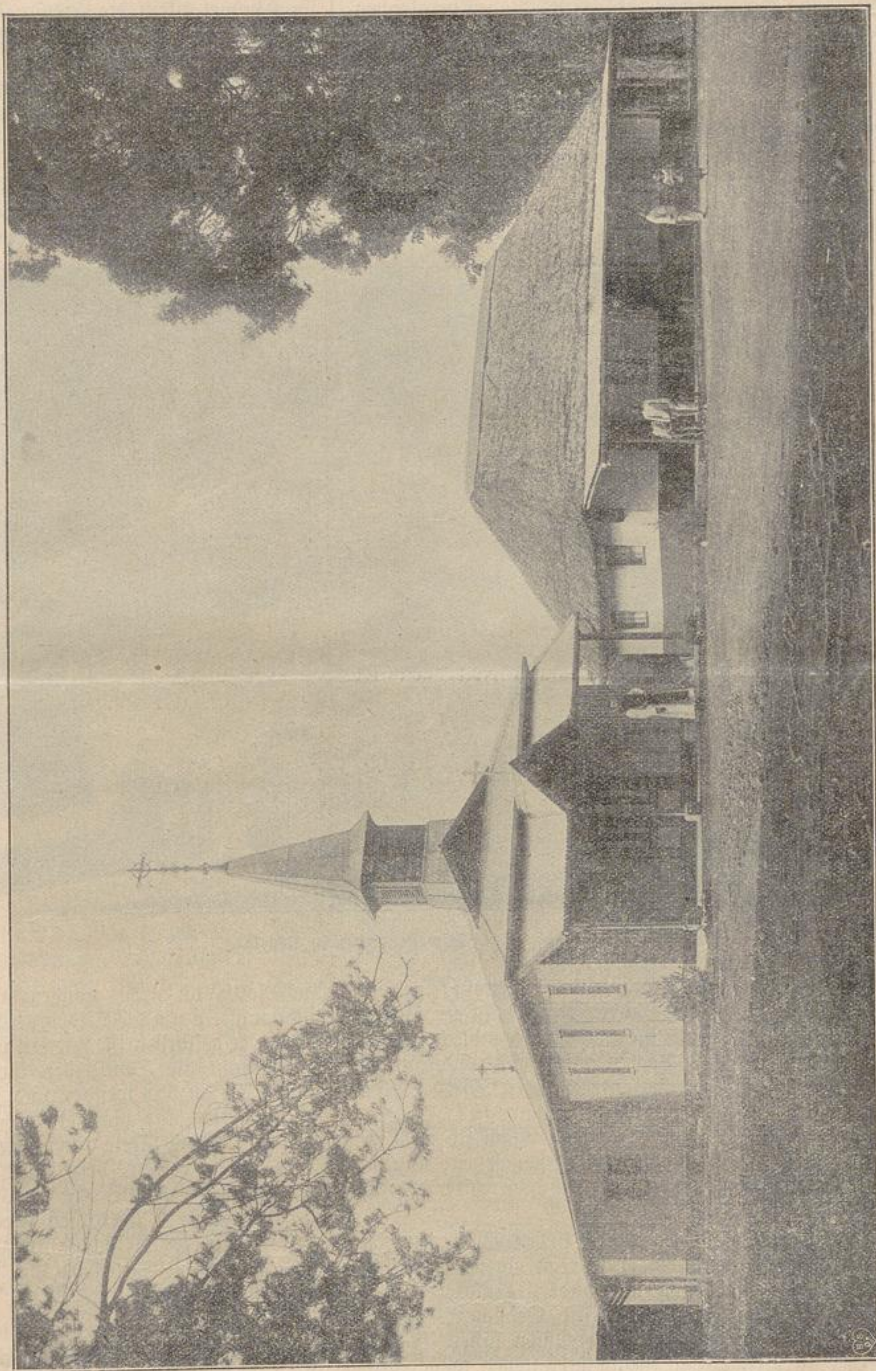
Die Mutter stand stille und schaute ruhig in die Gegend hinein. Ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten Haselnußblättern bedeckt und

sammelte mit ängstlichem Fleiße die schönsten Brombeeren und Himbeeren und was sonst an wohlschmeckenden Träublein zu reichlicher Lesesich darbot. Zwischen der Arbeit schaute ich oft nach ihr, sah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern schien, und als ich ihr meine Ernte darbot, lächelte sie freundlich, strich mir mit der Hand über die Stirn und sagte: „Schönen Dank, Johannes, du bist ein gutes Kind!“

Dann führte sie mich rechts dem Dickicht zu, wo wir nach wenigen Schritten vor einer kleinen verlassenen Hütte standen. Der Gfey hatte frei die Wände umrannt und selbst die verschlossene Türe mit seinem Gitter umzogen. Die Mutter hob mich an einem alten Wachholderbaum in die Höhe, der neben der Türe stand, und ich mußte ihr aus einem Loch in demselben einen Schlüssel holen, mit welchem sie die Türe aufschloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Gfeyranken behutsam, ohne sie zu zerreißen, von der Türe abzulösen. Nun gingen wir durch eine kleine, gerätlose Küche in eine vier-eckige Stube.

Ich trat mit Scheu hinein, denn die wenigen Strahlen, welche durch die verschlossenen Fensterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbestimmtem Lichte. Meine Mutter aber stieß sogleich einen Fensterladen auf, und da sah man nach der andern Seite des Lahntales, wo das alte Laurenburger Schloß aus schwarzem Bergwald hervorrage. An den Wänden der kleinen Stube sah ich auf eingemauerten Hirschgeweihen vielerlei ausgestopfte Vögel befestigt und besonders eine Reihe alter Falken. Außerdem lehnten und

hingen mancherlei Jagdgeräte, Armbrust, Speere, Netze und dergleichen, in schöner Ordnung um einen einfachen Betschemel, der vor dem holzgeschnitzten heiligen Hubertusbilde stand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie



Neue Kirche in Kevelaer.

er vor einem Hirsche kniet, der ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen auf der Jagd entgegengetreten, da ihm der Herr sein wildes Herz gerührt.

Ich betrachtete all diese Dinge, die ich früher nie gesehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf

einem hölzernen Stuhle sitzend, still zum Fenster hinaus nach der Laurenburg sah. Alles, was mir seit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurückdachte, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühle eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und sehen könnte, wie es sich selbst und alle die andern Räder mit ihm sich herumdrehen, ohne sich doch gleich vorstellen zu können, was es selbst und die anderen Räder eigentlich sollen, und was überhaupt eine Mühle ist.

Besonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Gerate der Hütte ganz vertraut war und in der Hütte tat, als wäre sie immer darin gewesen. Darum fragte ich sie: „Liebe Mutter, bleiben

da ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, sondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Jetzt aber will ich dir vieles erzählen, denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke im irdischen Leibe verdienen können. Du wirst dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden und dich führen lassen von seinen Engeln auf Erden, den Glauben an Jesus, der Hoffnung auf Jesus und der Liebe zu Jesus, deren Gespielen sind: die Einfalt, die Demut, die Unschuld und Wahrheit.

Auch sollst du nicht traurig sein um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird; nein nur um deine und aller Menschen Schuld, deren Strafe das Leid ist.



Schwesternhaus in Kvelaer.

wir nun hier? Ist dies auch unser Häuslein? Dann will ich uns einen kleinen Garten bauen und ein Vogelsteller werden.“ — Da entgegnete sie freundlich: „Was willst du denn mit den Vögeln anfangen?“ Worauf ich sagte: „Ich will sie das Vaterunser beten lehren.“ Da fragte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?“ Und ich antwortete: „Im Himmel.“ — Nun nahm sie mich zu sich, und ich mußte mich zu ihren Füßen setzen; und da erzählte sie mir ungefähr das, was ich hier weiter niederschreibe.

Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachsen bin, nicht mehr so recht eigentlich wissen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben, denn ich habe mir scharf alles ins Gedächtnis gefaßt und es mir oft wieder von ihr erzählen lassen, so daß wohl eher zu viel, als zu wenig hier stehen mag. Sie sprach aber:

„Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich dachte gestern, als die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern abend gefragt, warum ich weine,

Auch sollst du nicht trauern um deinen Schmerz, sondern allein um die Leiden deines Erlösers am Kreuze, an dem er gestorben ist, wie ein unschuldiges Lamm, das dahinnimmt die Schuld der Welt. Zu dieser Verführung sollst du dich wenden und fest an sie glauben und auf sie hoffen und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder beledest, die dein Jesus, dein Erlöser, dein Gott und Heiland dir mit seinem heiligen Blute rein gewaschen hat. Dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachen und du wirst dir ein freudiges Herz erkämpfen, zu dienen Gott, der dich erschaffen hat im Vater, erlöst im Sohn und geheiligt im heiligen Geist!“

Was mir meine Mutter, die schöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines seligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzentreu von sich und den lieben Großeltern erzählt hat.

Diese Berghöhe heißt die Hirzentreu, und dieses Häuslein, worin wir sitzen, gehörte meinem lieben, seligen Vater, dem Vogelsteller Kilian, den man weit und

breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeister nannte. Er ist zu Gott gegangen vor zehn Jahren und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloster Arnstein. Er ist geboren zu Kising in Franken und hat sich dieses Häuslein hier selbst erbauet, da er als ein Falkenier des Grafen von Nassau meine selige Mutter, eines Jägers zurückgelassene Waise, zu seiner Hausfrau wählte und sich hier mit ihr niederließ. Es steht auch draußen im Garten noch der Baum, an welchem mein Vater meine Mutter das erste Mal gesehen; da rettete er ihr das Leben.

Denn als mein Vater einen Hirsch verfolgte, fand das erzürnte Tier hier meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Klosterherren in Arnstein sammelte, und faßte der Hirsch in seinem Grimme meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzulaufend dieses sah, schoß einen Bolz von seiner Armbrust nach dem Hirsch und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter ins rechte Auge; und das verwundete Tier trat ihm, geblendet, nun gerade entgegen. Da faßte mein Vater einen guten Mut und riß ihm die halbtote Jungfrau von dem Geweih, legte sie unter jenen Baum und erquickte sie an dem Bächlein, das hier entspringt.

Als sie sich wieder erholt hatte, sahen sie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirsch neben ihnen im Gebüsch stand und mit Schmerzen das Haupt hin- und herichwankte, bald traurig zur Erde senkte. Da rührte das niederrinnende Blut meinen guten Vater; er trat zu dem leidenden Tiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge und wusch ihm die Wunde mit Wasser aus, welches alles der Hirsch ruhig geschehen ließ. Als aber mein Vater die erschreckte Jungfrau nach Kloster Arnstein begleitete, lief ihnen der Hirsch durch den ganzen Wald nach, was sie beide sehr rührte und ihrem Gespräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloster Arnstein reichten sie sich die Hände und trennten sich mit der gegenseitigen Versicherung, miteinander in christlicher Ehe zu leben.

Nun machte sich mein Vater von seinen herrschaftlichen Diensten los, baute mit Erlaubnis der Klosterherren diese Hütte und führte meine Mutter Agnes als seine liebe Hausfrau hinein. Der gute Hirsch war durch die Hilfe, die ihm mein Vater geleistet, so mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an seiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirsches krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt sich der Hirsch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenster hereinstreckte, und ich als ein Kind ihm Brot gab.

Einmal aber hörte ihn mein Vater in der Nacht heftig schreien; da stand er mit der Mutter auf, und sie gingen hinaus, zu sehen, was dem guten Tiere fehle. Er war aber im Kampf mit anderen Tieren, die ihm seines blinden Auges wegen überlegen waren, so heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tag zu den Füßen meiner Eltern starb.

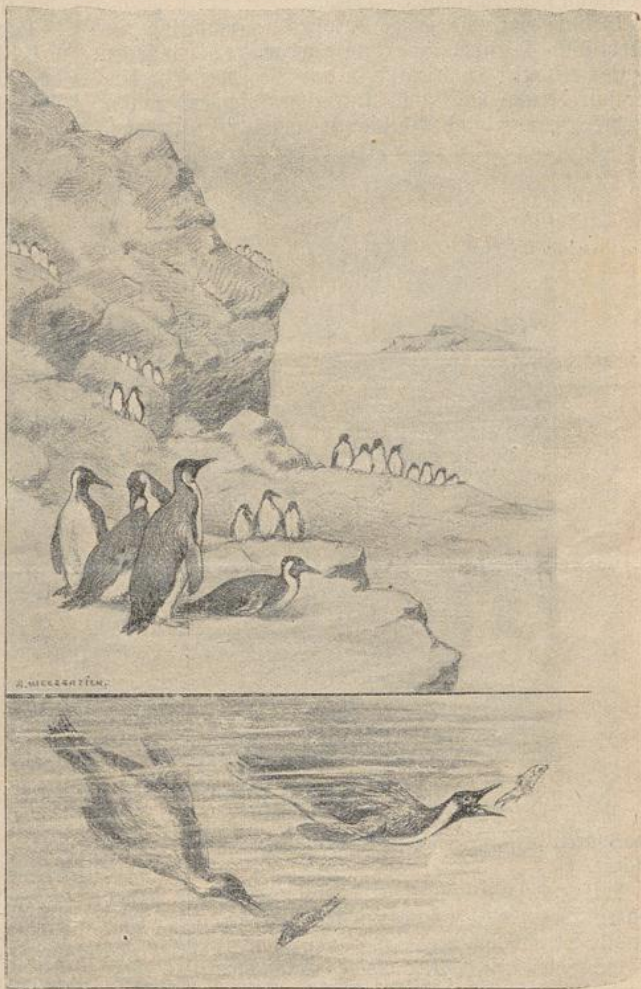
Wir weinten um ihn wie um einen treuen und dankbaren Freund und hat ihn mein Vater unter demselben Baume, wo er ihn einst ins Auge geschossen, begraben, sein Geweih aber so in den Baum befestigt, daß es, zu

ewigem Gedächtnis in denselben verwachsen, noch zu sehen ist, und hat mein Vater diese Hütte wegen des treuen Hirsches „Hirzentreu“ genannt. (Fortf. folgt.)

In erster Stunde.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Gadupi war Häuptling von Endonyane (St. Michaels Missions-Reserve), von Enhsan-



Ruhende und nach Fischen tauchende Pinguine.

hleni, Engangeni usw. und galt als ein gewaltiger Häubegen. Mit dem Nachbarhäuptling Mabunu lag er nach altem Zulubrauch beständig im Streit; denn jeder von ihnen hatte einige Hundert streit- und trinkfester Mannen um sich.

Vor ungefähr 20 Jahren, also um die Zeit, da die Mariannhiller Missionäre St. Michael übernahmen, wurden bei einer solchen Keilerei 3 Männer erschlagen und auf dem engeren Stationsgebiete begraben. Das waren keineswegs seltene Ausnahmefälle, im Gegenteil, bald tauchte da, bald dort das Gerücht auf, es sei dem wilden Treiben wieder ein Menschenleben zum Opfer gefallen. Noch vor wenigen Jahren wurde der alte Gadupi wegen eigenmächtiger Lynchjustiz von der englischen

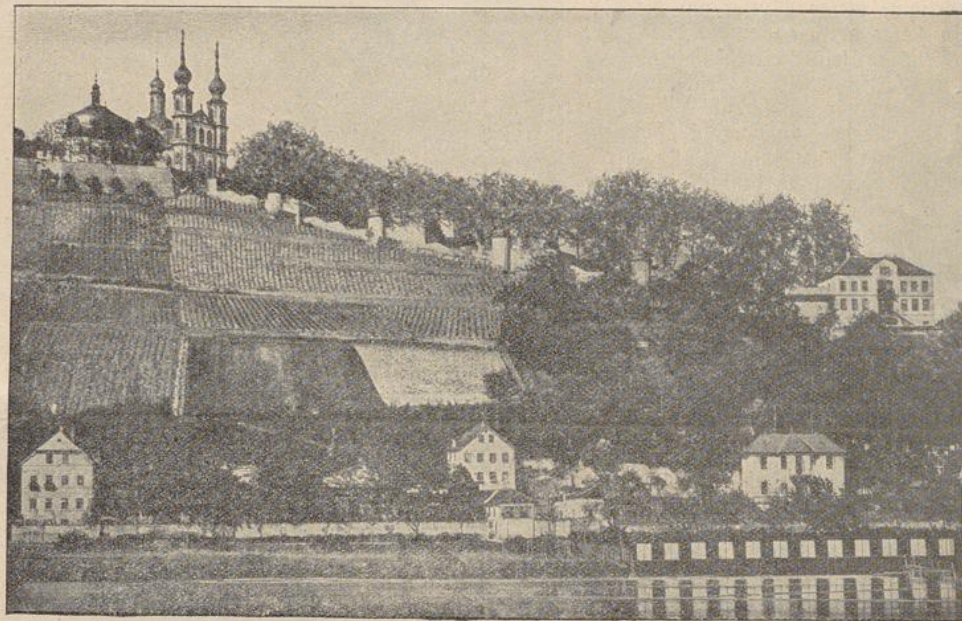
Regierung zu einigen hundert Pfund Sterling Strafe verurteilt.

Gadupi's Bruder, Sotsha mit Namen, steht im Rufe eines großen Zauberers und ist allgemein sehr gefürchtet. Auch er soll manch' dunkeln Cajus auf dem Korbholz haben. Die Regierung ist zwar in solchen Fällen sehr streng, allein anderseits ist die Furcht der Eingebornen vor der Rache eines Umtafati (Zauberer) so groß, daß es keiner wagt, ihn öffentlich vor Gericht anzuklagen. Doch nun zum eigentlichen Thema:

Gadupi war, wie gesagt Inkoji oder Häuptling. Der katholischen Mission war er gut gewogen; er legte seinen Leuten keinerlei Hindernisse in den Weg, wenn sie hierher zur Kirche und zum Unterricht kommen wollten. Mehrere seiner Kinder besuchten unsere Missionschule

ein und zuweilen kam auch eine unserer Missions-schwester, die nicht verfehlte, ihm etwas angenehmes aus der Küche mitzubringen, und dann ein umso geneigteres Ohr bei der darauffolgenden Katechese zu finden pflegte.

So ging es fort bis anfangs November 1909. Da ließ mich Gadupi durch seine Tochter Antonia wiederholt rufen, um ihn zu taufen; er sagte, er merke, daß es mit ihm zu Ende gehe. Auch jetzt noch begnügte ich mich mit einem eingehenderen Unterrichte, verschob aber die heilige Taufe auf später. Der Häuptling hatte eben seine 15—17 Weiber, und da ist große Vorsicht immer am Platze. Schon mancher Kaffer hat unter ähnlichen Verhältnissen hoch und teuer versprochen, alle seine Frauen bis auf eine zu verlassen, wurde aber später gegen



Das Kappelle auf dem Nikolausberg in Würzburg.

und waren getauft. Das sollte auch ihm zum Heile reichen.

Mit zunehmendem Alter wurde Gadupi in seinem ganzen Wesen milder und ruhiger. Er war nicht mehr der alte Streithahn, der keine süßere Genugtuung kannte, als wilde, leidenschaftliche Rache. Manchmal ließ er sogar die Bemerkung fallen, er werde sich vor dem Tode noch taufen lassen. Viel Gewicht legten wir allerdings auf derartige Äußerungen nicht; denn selbst wenn der sterbensranke Häuptling will, so verhindern doch vielfach seine Indumas (Räte und Beamten) die Taufe. Bei ihnen heißt es einfach: „Als Heide hat er gelebt, als Heide soll er sterben. So fordert es unsere und unseres Stammes Ehre, und dieses gereicht zum Ruhme der Vorfahren!“

Anfangs vorigen Jahres (1909) wurde Gadupi krank. Einige seiner getauften Kinder drangen in ihn, sich taufen zu lassen. Er ließ mich rufen und beteuerte, er wolle als Christ sterben. Von einer sofortigen Taufe konnte aber natürlich keine Rede sein; auch sah ich noch keine unmittelbare Gefahr. Wir beschränkten uns daher, ihn verschiedenemale zu besuchen und ihn über die christliche Religion zu belehren und gehörig zu unterrichten. Unser Katechet kehrte auch manchmal bei ihm

alles Erwarten wieder gesund und lebte mit ihnen zusammen wie zuvor.

Bei einem abermaligen Besuche am 15. November fand ich alle Männer bei ihm versammelt, um Abschied von ihm zu nehmen und wegen eines Nachfolgers zu verhandeln. Da nämlich vom Großweib kein Sohn oder Erbe vorhanden war, standen sich drei bis vier Parteien gegenüber. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die Keilerei schon jetzt losgebrochen. Doch es ging nochmals friedlich ab und auch ich zog wieder nach Hause.

Samstag, den 20. November, kommt um die Mittagszeit Antonia in atemloser Hast dahergestürzt und bittet, schleunigst zu ihrem Vater zu kommen und ihn zu taufen; er rufe mich und wolle getauft sein, denn er merke, der Tod sei nahe. — Ich wollte aber in den Beichtstuhl gehen, packte jedoch sofort meine Taufutensilien zusammen, ließ das Pferd satteln und beeilte mich, zum Kranken zu kommen. Ich fühlte mich zwar an jenem Tage unwohl und das Wetter war auch nicht günstig, ein unheimliches Gewitter zog schwarz herauf; Wind und Regen setzten ein und die Brüder und Schwestern baten mich, dazubleiben. Ein unbestimmtes Etwas aber trieb mich fort. Ich zog also den Regenmantel

an, stieg aufs Pferd und ritt davon. In etwa 40 Minuten war ich am Ziel.

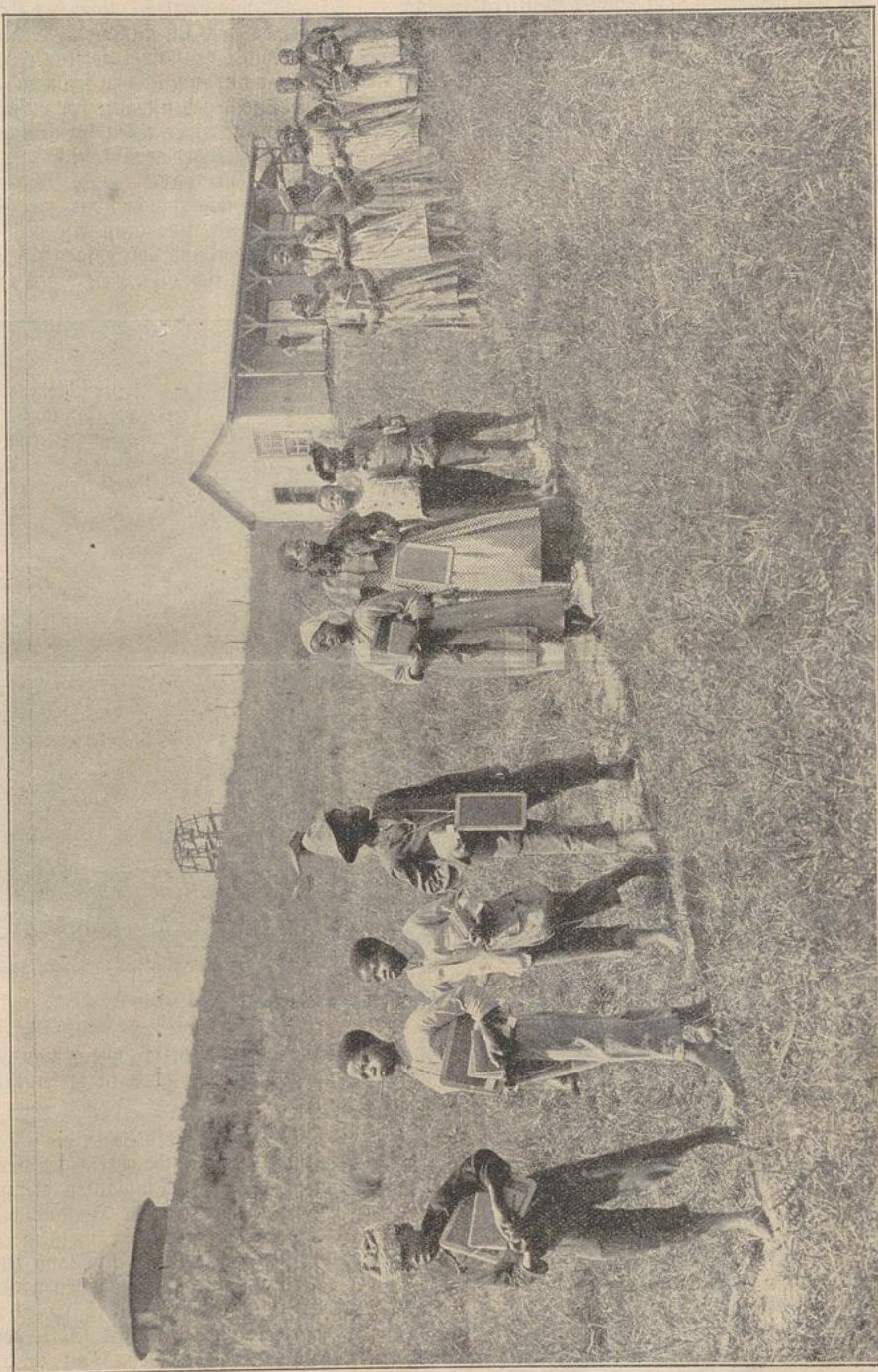
Ich fand Gadupi neben dem Feuer liegend in Decken eingewickelt. Um ihn herum waren einige seiner Frauen, seine Tochter Antonia und zwei andere Getaufte; auf der andern Seite saßen einige seiner ältesten Räte und der kaffrische Doktor. Auf die Meldung, daß der Priester gekommen, ließ sich der Kranke aufrichten und streckte mir dann voll Freude die Hände entgegen. Abermals hat er gar dringend um die hl. Taufe, weil er, wie er sagte, den Tod schon an den Füßen heraufsteigen fühle.

Ich redete ihm nochmals ernstlich zu, erinnerte ihn an die Notwendigkeit, alle seine Frauen bis auf eine zu entlassen, ließ ihn seinen heidnischen Aberglauben abschwören, erweckte mit ihm Affe des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, der Reue und Ergebung in Gottes hl. Willen. . . Er versprach alles und bat immer wieder und wieder um die hl. Taufe. Ich frug auch noch seine Räte usw., was sie dazu sagen würden, wenn ihr Inkosi getauft würde. Ihre Antwort war: „Was der Inkosi sagt und will, wollen wir auch.“

Soweit war alles in Ordnung; schon wollte ich den Taufakt vornehmen, da kam dem Sterbenden noch ein Be-

denken. „Wird mein Leichnam,“ begann er, „nach väter Brauch hier im Kraal beerdigt, oder drüben auf der Missionsstation?“ — Da galt's eine Klippe zu vermeiden. Ich sagte einfach: „Das hat mit der Taufe

absolut nichts zu tun. Wenn du getauft sein willst, um in den Himmel zu kommen, so lasse dich taufen; das andere werden deine Stammesangehörigen schon ordnen.“ Damit gab er sich zufrieden.



Auf dem Heimweg von der Schule.

Ich richtete nun, soweit es in der Hütte anging, alles her und vollzog die hl. Taufe. Weil gerade so ein stürmisches Wetter war, taufte ich ihn auf den Namen „Elias“, in der Hoffnung, er würde, wie sein Patron,

bald im Sturmesbrausen seine Himmelfahrt halten können. — Der neue „Elias“ war übergelüchlich, er dankte mir von Herzen und legte sich dann ermüdet nieder. Ich meinerseits dankte Gott und machte mich zeitig auf den Heimweg. Der Himmel war inzwischen hell und klar geworden, ein schöner Muttergottesstag.

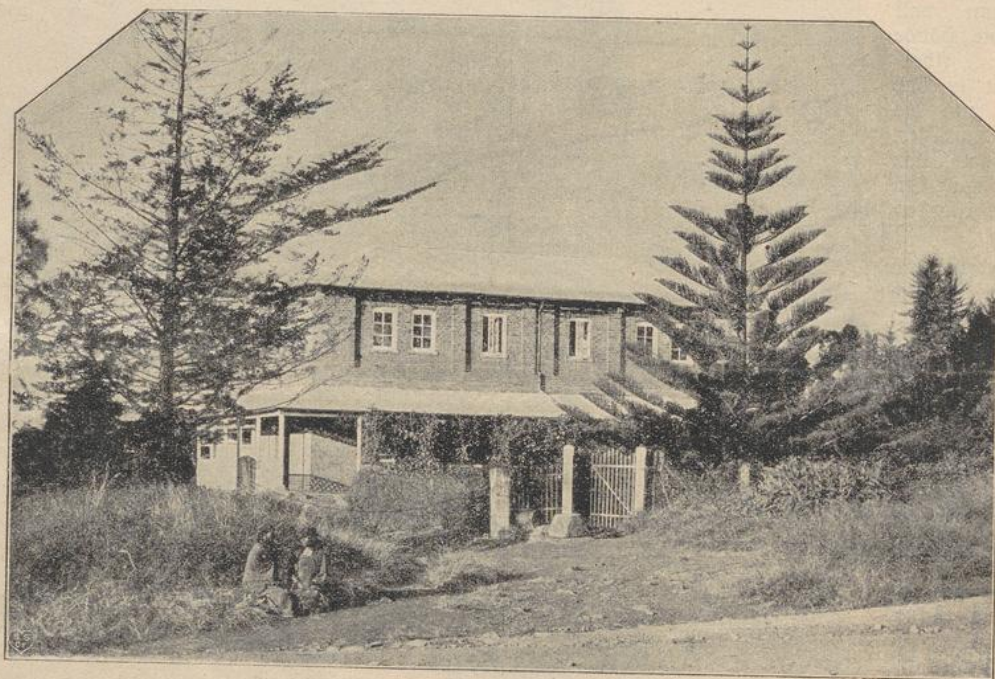
Kurz darauf hörte ich, eine gewisse Clique seiner Indunas und sonstiger heidnischer Männer habe mit Gewalt verhindern wollen, daß ihr Chief (Hauptling) getauft werde. Weil aber an jenem Tage so raubhes, stürmisches Regenwetter war, hatten sie den Umfundisi (Priester) nicht erwartet! —

Zwei Tage darauf, am 22. November, ist Elias sanft und friedlich entschlafen. Möge seine Seele eine fröhliche Himmelfahrt gefeiert haben!

Wer von den lieben Lesern betet für das hiesige, heidnische Volk ein Vater unser und Ave Maria, damit

seiner Gesellschaft würde die Hölle selbst wonnig sein und es würde mir nicht schwer werden, dort die ganze Ewigkeit hindurch zu leiden, wenn wir zusammen wären. Aber dann wäre es keine Hölle mehr; die Flammen der Liebe würden die der Gerechtigkeit auslöschen.“

„O wie herrlich! Nach der Konsekration ist der liebe Gott da, wie im Himmel. Erfännte der Mensch dieses Geheimnis genügend, so stürbe er vor Liebe. Gott verhüllt es nur, um uns zu schonen. Als uns der liebe Gott eine Speise geben wollte für unsere Seele auf der Pilgerreise, da warf er einen forschenden Blick über die ganze Schöpfung, aber er fand nichts, das ihrer würdig gewesen wäre. Und da? — Da blickte er auf sich selbst und entschloß sich, sich selbst zur Speise zu geben. — O meine Seele, wie groß bist du! Also nur Gott kann dich sättigen und befriedigen?! Die Nahrung der Seele ist das Fleisch und Blut eines Gottmenschen! O schöne



Missionshaus in Mariatal

sich alle, zumal die Männer, auf Mariens und St. Michaels Fürsprache hin recht bald und gründlich befehren? — Wer gedenkt auch des armen Schreibers, wer?

Das heiligste Altarssakrament.

Worte des ehrw. Pfarrers von Ars.

Der 1859 im Ruhe der Heiligkeit verstorbene Pfarrer von Ars, Bianne, pflegte u. a. eine wunderbare Andacht zu Jesus im heiligsten Altarssakrament. Sein Angesicht glühte, seine Augen zerflossen in Tränen, wenn er die heilige Messe feierte, oder vor dem Tabernakel in Anbetung kniete. Hören wir ihn selbst von dem Geheimnis der Liebe reden: „Nach der Konsekration,“ sagte er öfter, „wenn ich den allerheiligsten Leib unseres Herrn und Heilandes in der Hand halte und wenn mich dann meine Entmutigung so ganz und gar befällt, so daß ich meine, ich verdiene nur die Hölle, so sage ich wohl zu mir: „O, könnte ich ihn wenigstens mitnehmen. In

Nahrung! Wahrlich, wenn man das bedenkt, man sollte sich für alle Ewigkeit in diesen Abgrund der Liebe versenken. —

„Wie glücklich die Seele, die sich in der hl. Kommunion mit ihrem Heilande vereinigen darf! Im Himmel wird sie glänzen den Diamanten gleich, denn man sieht den Herrn in ihr. Unser Heiland hat gesagt: „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben.“ Niemand hätte wohl je daran gedacht, Gott um seinen eigenen Sohn zu bitten. Aber was der Mensch nicht hätte zu denken und zu bitten wagen können, das hat Gott gegeben. Würden wir jemals gewagt haben, Gott zu bitten, er möge seinen Sohn für uns sterben lassen und uns speisen mit dessen Fleische und tränken mit dessen Blute? Nein, wahrhaftig nicht! Aber Gott selbst hat es so in seiner unendlichen, unbegreiflichen Liebe geordnet. Und wahrlich, so auch konnte Gott, der die Liebe selbst ist, nur handeln! Sätte uns der liebe Gott diese Gnade nicht verliehen, so

hätte der Mensch ja um eine Gnade bitten können, die Gott ihm noch nicht gegeben; die Bitten und Gedanken des Menschen hätten weiter gehen können, als die Liebe des Herrn. O nein, das wäre nicht denkbar!

„Ohne die heilige Kommunion gäbe es hienieden kein Glück; dieses Leben wäre unerträglich. Mit und in der heiligen Kommunion empfangen wir unsere Wonne und unser Glück!“

„Eben weil uns Gott im heiligsten Sakramente der Liebe sich selbst geben wollte, gab er uns ein so großes und weites Herz, das nur er ausfüllen kann. Wer von diesem heiligen Sakramente fern bleibt, der gleicht einem Durstigen, der an reicher Quelle stirbt, weil er das Haupt nicht zum Trinken beugt, einem Menschen, der trotz des vor ihm liegenden, reichen Schatzes arm bleibt, weil er die Hand nicht ausstrecken mag. — Wer würdig zum Tische des Herrn geht, der verliert sich in Gott, wie ein Wassertropfen im Meere. Man kann sie nicht mehr trennen.“

Wenn uns Jemnad fragen wollte, nachdem wir kommuniziert haben: „Was trägst du in dein Haus?“ so würden wir antworten: „Den Himmel“. Ein Heiliger sagte, wir seien Gottes Träger, und das ist wahr. Aber der rechte, lebendige Glaube fehlt; wir begreifen unsere Würde nicht. Wenn wir vom Tische des Herrn zurückkehren, so sind wir ebenso glücklich, ja noch glücklicher, als es die Weisen aus dem Morgenlande gewesen wären, wenn sie das Jesuskindlein hätten mit sich nehmen dürfen.“

Im Mai.

Von Johannes B. Dieß, S. J.

War das ein Singen am Morgen gar früh,
So hab ich's vernommen im Leben noch nie.

Und als ich schaute ins Land hinein,
Da nickten die Blumen im Tauperlenschein.

Da krönte die Berge ein Sonnengoldsaum,
Da rauschten die Wälder wie jauchzend im Traum.

Und ringsum erwachten die Vögel im Chor
Und schwangen sich jubelnd zur Sonne empor.

Es jagt doch, ihr Wälder, was rauscht ihr so sehr,
Ihr Blumen, was tragt ihr Geschmeide so schwer?

Da war mir's, als fläng' es weit über die Höh'n,
Als zög' durch die Lüfte ein heimliches Weh'n:

„Uns haben die Engel gesungen heut',
Und Segen sank nieder und hat uns geweiht;

Maria streute den Segen aus,
D'rum duften wir Blumen als Maienstrauß;

D'rum rauschen wir Wälder zum Willkommensgruß,
Es leuchten die Höh'n, wo gewandelt ihr Fuß;

D'rum fallen wir Vögel in buntem Verein
Als Spielleute Gottes ins Loblied ein.“

So sang es — da hab' ich still freudig gesagt:
„Gegrüßt sei, Maria, jungfräuliche Magd!“

Maria, Meeresstern.

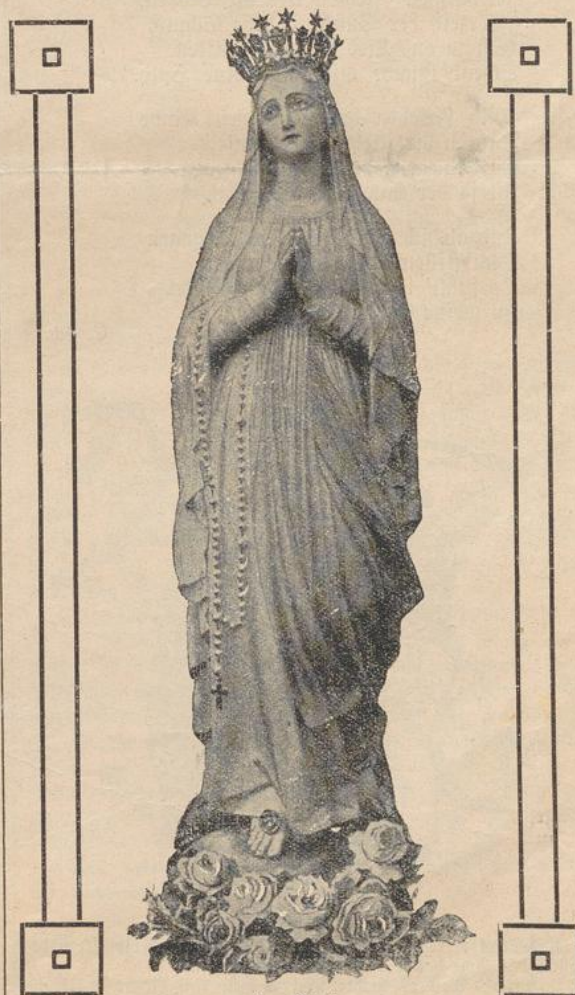
Es brausen wild des Meeres Wogen,
Der Sturmwind peitscht die Flut.
Schütz, Meeresstern, mein schwankes Schifflein,
Bis es am Strande ruht.

Lenk es durch Strudel, jähe Klippen
Auf diesem sturmbelegten Meer,
Denn Tod, Verderben schrecken drohend
Und keine Hilfe ist umher.

Strahl mild dein Gnadentlicht hernieder,
Erhell die dunkle Lebensbahn,
Denn Trug und Irrelicht winkend lockend,
Versinken will der kleine Kahn.

Du Stern des Meeres, Rettungsanker,
Der Schiffer Hoffnung, sei mein Glück,
Wenn du mir lächelst, fahr ich sicher,
Das Unheil fliehet deinen Blick.

G. Sch.



Ave Maria.

Am Sonntag wars.

Am Sonntag war's, ich kam geschritten
Vom Dorfe her, — im Morgenschein,
Da stand am lichten Waldessaume
Bedeckt mit Moos — ein Kreuz von Stein.

Veröhnungsmilde hielt der Heiland
Die Arme sehnend ausgespannt.
Es schien, als ob von diesem Bilde
Der Segen strömte in das Land.

Rings war es still. — Nur Rehe hüpfen
Durchs feuchte Gras in scharfer Hast,
Im grünewölbten Blätterdache
Sang Vöglein traulich — ohne Rast.

Und kosennd schlangen Efeuranken
Sich um des Heilands blutig Herz,
Bedeckten zärtlich seine Wunden,
Zu schützen sie vor neuem Schmerz.

Verweilen mußt ich hier am Kreuze,
Betrachten Jesu Leidensbild. —
Da traf mich aus dem sterbend Auge
Ein Strahl voll Liebe, Schmerz — so mild.

„Erbarmen“ flehten leis die Lippen,
„Verzeih der Sünden große Schuld,
Hast ja aus Lieb für uns gelitten
Schenk Gnade mir und deine Schuld.“

„Gib Frieden deinem armen Kinde
Das zu dir flieht in Seelenleid.
In deinem liebentbrannten Herzen
Ist ja der Quell der Seligkeit.“

Und als ich dann zum Tal gegangen
Dem stillen Heimatdorfe zu,
Da fühl' ich, wie sich tief gesenket
In meine Seele Sonntagsruh.

G. Sch.



Vorsichtig.

Dorfsfarrer: Sag mir doch, Peter, weshalb willst du denn
nicht das Amt des Totengräbers übernehmen?

Peter: Weil es heißt: Wer andern eine Grube gräbt, fällt
selbst hinein.

Emaus.*)

Zu zwei'n sind wir den Emausberg 'naufgangen,
Wo hoch du siehst ins Land ein Kreuzbild prangen:
Ein Siegesbaum in Gottes schöner Welt.
In roten Aloe- und Kastusblüten
Die Lourdes-Grotte und der Berg erglühn:
Der Schöpfung Hauch, der Blatt und Blüten schwellt.

Und wie die Blicke rastlos weiter irren,
Gleich flücht'gen Falkern um die Blumen schwirren,
Sich labend an des Lebens süßem Duft,
Betastete der Geist die höchsten Wunder;
Im Dunkel sank die lichte Seele unter,
Und jede Frage ward uns eine Gruft.

Dann als die Höhe wir erreicht im Gehen,
Blieb unser Fuß an jähem Abgrund stehen,
Und ein Gedanken durch die Seelen flog:
Wo ist er jetzt, der einst auf Emaus' Wegen
Hell wie ein Licht, befruchtend wie ein Segen,
Mit seinen armen, irren Jüngern zog?

Wir wandern hin durch Schriften und durch Sagen,
Wir sehnens uns, wir beten und wir fragen
Und lösen doch das kleinste Rätsel nicht.
Wie irre Jünger ziehen wir auf Erden:
„Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden,
Und keiner trägt wie du das ew'ge Licht!“

Nach Elise Müller.

*) Unsere Station Emaus, auf der Grenze unserer Missions-
farm Lourdes gelegen, ward ursprünglich nur als landwirtschaftliche
Station betrieben, hat jedoch seit einigen Jahren selbständige
Mission. Die Station liegt unter dem Schutze eines etwa 300
Fuß hohen Hügels, der dicht hinter den Gebäuden sehr steil in die
Höhe steigt. Der mit Felsblöcken reich durchsetzte Abhang ist mit
einem Gewirr würzhafter Kräuter, Blumen und Sträuchern ge-
schmückt, von denen eine strauchartige Aloe die Vorherrschaft be-
hauptet. Zur Blütezeit dieser Aloes ist der Abhang in eitel rotes
blühendes Gewand gekleidet, und dann ist es ein Naturgenuß
sondergleichen, den von sel. P. Franz mühevoll zwischen den Fels-
quadern im Zickzack ausgehauenen Kreuzweg den Berg hinauf zu
pilgern. Zwischen allen Spalten der Steinmassen grünt und blüht
es, und kräftiger Duft durchschwängert die Luft. Auf der Höhe
ragt ein riesiges Kreuz mit einem Christusbild. Gleich zur Seite
gähnt ein jäher, einige Hundert Fuß tiefer Abgrund.



Merkwürdiges Verlangen.

Bettler, hühnenhafte Gestalt, zu einem winzig kleinen Herrn:
„Ach, können Sie mir nicht ein abgelegtes Rock schenken? Meiner
will gar nicht mehr halten.“

St. Josephsgärtchen.

Macht der Fürbitte des hl. Joseph.

Jesús, der Sohn Gottes, hat den hl. Joseph auf Erden geliebt, wie sehr wird er ihn auch jetzt im Himmel oben lieben! Welche Freude wird es ihm sein, seinem guten Pflegevater nun die ganze Ewigkeit hindurch alle die vielen Dienste vergelten zu können, die er ihm einst auf Erden erwiesen. Gewiß wird er all dessen Wünsche erfüllen und keine Bitte abschlagen, die er an ihn richtet.

Die hl. Kirche erblickte von jeher im ägyptischen Joseph ein Vorbild von Joseph, dem Nährvater Jesu. Der Patriarch Joseph hatte, wie die heilige Schrift erzählt, dem Könige Pharao große Dienste geleistet und wurde dafür von ihm auf wahrhaft königliche Weise belohnt. Sprach er doch zu ihm: „Du sollst über mein ganzes Haus gesetzt sein und dem Befehle deines Mundes soll alles Volk gehorchen. Nur um den Thron will ich höher sein!“ Hierauf überreichte ihm der König seinen Siegelring, machte ihn zum Vorgesetzten des ganzen Landes und gab ihm den Namen „Ritter der Welt.“ Und als die Jahre der Not, die Joseph vorausgesagt hatte, hereinbrachen und das Volk zum Könige um Hilfe schrie, antwortete dieser: „Geht zu Joseph, und was er euch sagen wird, das tuet!“

Fürwahr, groß war die Macht des ägyptischen Joseph, aber noch weit wunderbarer ist die Macht des heiligen Joseph, des Nährvaters Jesu; denn nicht nur ein irdischer Fürst, sondern der König der Könige, der allmächtige Gott selbst hat ihn mit Guld und Gnade förmlich überhäuft. Er macht ihn zum Oberhaupt der heiligen Familie, will, daß sein eingeborener Sohn selber ihm untertan sei und gehorche. Er macht ihn zu seinem Stellvertreter auf Erden, übergibt ihm seine Vaterrechte und vertraut seinen Händen den eigenen innigst geliebten Sohn an, der da ist das „Brot des Lebens“. Er will, daß man Joseph den „Ritter der Welt“ nenne, weil er seinen Sohn, das Heil der Welt (salvator mundi), ernährt, beschützt und aus den Händen seiner Feinde errettet hat. Darum spricht er auch jetzt zu allen Gläubigen durch den Mund der Kirche: „Geht zu Joseph, damit, was menschliches Vermögen nicht erhalten kann, uns durch seine Fürbitte gegeben werde.“

Die Heiligen, Gottes geliebte Freunde, vermögen viel durch ihre Fürbitte; aber ihre Fürsprache ist immer nur eine demütige Bitte, während die Fürsprache des heiligen Joseph einem Befehle gleichkommt. So sagt der heilige Bernardin: „Der heilige Joseph hat im Himmel oben noch immer die Würde eines Pflegevaters Jesu, wie Maria die Würde der Gottesmutter. Wenn aber der Vater seinen Sohn um etwas bittet, so wird seine Bitte einem Befehle gleich geachtet.“

Wie könnte wohl Jesús dem heiligen Joseph eine Bitte abschlagen, der ihm während seines Erdenlebens nichts abgeschlagen hat? St. Joseph kann, wenn er bittet, dem lieben Heiland die Hände zeigen, die so viel für ihn und mit ihm gearbeitet haben, kann ihm den Schweiß und die Tränen zeigen, die er seinetwegen vergossen. Wird dann aber Jesús seinem lieben Pflegevater etwas verweigern können? Wenn geschrieben steht, daß Gott den Willen jener tut, die ihn fürchten

(Ps. 144), wie könnte er sich dann weigern, den Willen dessen zu erfüllen, der ihn nicht bloß so kindlich gefürchtet, sondern ihm auch 30 Jahre hindurch so treu gedient und ihn so unaussprechlich geliebt hat?

Läßt uns daher in allen unsern Nöten und Anliegen, eigenen wir fremden, mit unbedingtem Vertrauen zum heiligen Joseph gehen. Er kann und will in jeder Bedrängnis helfen. „Jesús“, sagt der heilige Bernardin, „hat die Schlüssel des Himmelreiches. Davon gab er einen seiner hochgebenedeiten Mutter, den andern dem heiligen Joseph, damit sie alle ihre Getreuen einführen in den Ort der Erquickung, des Lichtes und des Friedens.“

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Der hl. Bernardin von Siena.

Wer die allerseeligste Jungfrau Maria wahrhaft liebt und verehrt, kann auch ihrem jungfräulichen Bräutigam, dem heiligen Joseph, seine Verehrung nicht versagen.

Der heilige Bernardin von Siena war einer der glühendsten Verehrer unserer lieben Frau. Sowie er den heiligen Namen Jesús immer in seinem Herzen und auf seinen Lippen trug, so auch den Namen „Maria“. Er durchwanderte ganz Italien und predigte zahlreichem Volke den Namen Jesús; nie aber unterließ er, seine Zuhörer auch zur Liebe und Andacht zur allerseeligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria zu ermuntern. Mit gleich inniger Liebe und Andacht hing das Herz des Heiligen am heiligen Joseph. Die Andacht zu diesem großen Patriarchen leuchtet aus jeder Zeile hervor, die er über ihn geschrieben. Wir wollen aus seiner ersten Predigt, die er zu Ehren des heiligen Joseph hielt, nur die Schlusssätze anführen:

„Ich glaube, daß der heilige Joseph ausgezeichnet war durch die reinste Jungfräulichkeit, die tiefste Demut, die glühendste Gottes- und Nächstenliebe, sowie durch die Gabe der höchsten Beschaulichkeit und vollkommensten Hingabe an den Dienst Marias, seiner jungfräulichen Braut. Wenn wir durch den Verkehr mit frommen Seelen täglich besser werden, welche Fortschritte wird dann der heilige Joseph in der Tugend gemacht haben, seitdem er im innigsten Verkehr mit Maria, dem erhabensten Vorbild jeglicher Tugend stand!“

Läßt Maria kein „Ne“ unbelohnt, wie dankbar wird sie sich dann gegen jenen gezeigt haben, den sie so unermüdet, so fleißig und treu arbeiten sah zu ihrem Unterhalte und zur Pflege ihres gebenedeiten Sohnes. Namentlich wußte sie es zu würdigen, daß sich Joseph auf der Flucht nach Ägypten, in diesem Lande selbst und später auf der Rückreise so vielen Beschwerden, Unannehmlichkeiten und Gefahren ausgesetzt hat. Dazu tritt dann noch der überreiche Gnadenlohn, den ihm ohne Zweifel der Allmächtige selbst ausbezahlt hat.“

Der heilige Bernardin starb selig im Herrn am 20. Mai 1440.

Der hl. Joseph, Helfer in allen Anliegen.

Es sind nun einige Wochen, seitdem sich über unserer Familie ein drohendes Gewitter sammelte, das ein

Auseinanderreißen von Eltern und Geschwistern unter sich befürchten ließ. In meiner Not wandte ich mich zum heiligen Joseph, dem Helfer in allen Anliegen. Von ihm erhoffte ich sichere Fürbitte und Hilfe; und nicht umsonst. Ich begann zunächst eine neuntägige Andacht zum genannten Heiligen, damit er doch die Familienglieder versöhnen möge. Als sich aber nach Beendigung derselben noch keine Aenderung bemerkbar machte, so machte ich nacheinander noch zwei Novenen, der heilige Joseph mußte ja helfen. Diese beiden Male hat ich aber, falls

allen zuzurufen: Gehet zum heiligen Joseph, seine Fürbitte ist so mächtig, daß wir ganz sicher auf Erhörung rechnen dürfen.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Schw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 30. Januar. — Ein Hirtenknabe war beim Melken einer Kuh verunglückt. Das gereizte Tier hatte ihm mit einem einzigen Stoß den ganzen Unterleib in gräßlicher Weise aufgeschlitzt. Die Mutter des Knaben eilt nach Emaus, den „Doktor“ zu holen. Nun war ich aber an jenem Tage weit draußen mit Feldarbeit beschäftigt und die Frau kehrte unverrichteter Dinge nach Hause.

In der Not ging man zu einem Kafferdoktor. Der nähte mit seiner groben Nadel und seinem noch gröberen Zwirn die klaffende Wunde nordürftig zu, so gut er es eben verstand. Am folgenden Tag kommt der Vater des Knaben hieher. Er ist ein reiner Kaffer, hat aber eine weißlichgelbe Gesichtsfarbe, rotes Haar und roten Bart und Gesichtszüge wie ein Hottentotte. Man nennt solche Leute Albinos. Er kam zu Pferd, denn sein Kraal war weit von unserer Station entfernt, und hat um eine Medizin für den Knaben, der beständig über große Schmerzen klagte. Wahrscheinlich hatte sich die schlecht zugenähte Wunde entzündet. Da es schon ziemlich spät am Nachmittag war, konnte ich nicht persönlich mitgehen und gab ihm daher eine Medizin. Er nahm sie ohne ein Wort des Dankes und verlangte sofort eine zweite für sich selbst. Diese Leute halten es für selbstverständlich, daß ihnen der katholische Missionär in jeglicher Weise hilft, denn dazu ist er ja von dem Lande jenseits des großen Wassers gekommen. Zu einem englischen Doktor gehen sie nicht; sie scheuen seine Forderungen. Der Kafferdoktor versteht sich nur auf die Hebung gewisser Leiden und somit ist es für die Schwarzen eine wahre Wohltat, wenn zeitweilig der Missionär auch als Arzt eingreift und ihnen hilft. Von jenem Knaben habe ich später nichts



Hausmütterchen.

Photogr. u. Verlag v. Frz. Ganssengal, München.

eine Versöhnung vorläufig nicht nach dem Willen Gottes sei, daß ich doch wenigstens im Geschäft Gehaltserhöhung bekommen möge, um für die in Aussicht stehende, wohl etwas schwere Zeit, vorbereitet zu sein. Gleichzeitig machte ich das Versprechen, wenn meine Bitten erhört würden, dies zu veröffentlichen. Und siehe da! Einige Tage später wurde von unserer Oberdirektion für mich ein Schreiben ausgestellt, daß mir die Erhöhung meines Gehaltes ankündigte!

Doch auch meine erste Bitte hatte inzwischen Erhörung gefunden: Der Friede ist bei uns wieder eingelehrt. — Um eine Gnade habe ich gebeten, z w e i habe ich jedoch erhalten, durch die Fürbitte des heiligen Joseph in Vereinigung mit der allerheiligsten Jungfrau Maria. — Mit dankbarem Herzen möchte ich daher

mehr gehört. Vielleicht ist er später doch wieder glücklich durchgekommen, denn die Schwarzen haben eine zähe Natur und die schlimmsten Wunden heilen bei diesen Naturmenschen unglaublich schnell.

Emaus, 6. Februar 1910. — Die Heilung einer durch große Brandwunden schlimm zugerichteten Frau hatte mir unter den umwohnenden Schwarzen einen neuen Ruf als „Doktor“ erworben und war bis zu den Ohren des Häuptlings Salomon im Bisiland gedrungen. Dieser sandte zwei berittene Boten zu mir mit der Bitte, zu ihm zu kommen, um seine Frau und seinen erwachsenen Sohn zu kurieren.

Soviel ich von den zwei Boten erfahren konnte, handelte es sich um eine schlimme, langwierige Krankheit. Große Aussicht auf Erfolg war also nicht vorhanden und

die Jahreszeit war zu einem weiten Ritt ebenfalls nichts weniger als einladend; wir standen mitten im Hochsommer, und da ist in diesen Bergen fast jeden Nachmittag ein böses Gewitter zu befürchten. Um jedoch den einflussreichen Häuptling, von dessen Gunst oder Ungunst auch der Missionär bei seinem Wirken unter den Schwarzen vielfach abhängt, nicht vor den Kopf zu stoßen, ritt ich schon am nächsten Tage in Begleitung eines zweiten Priesters dorthin. Als Reise-
proviand steckte jeder von uns ein paar Äpfel zu sich. Getränke brauchten wir nicht, denn bei den vielen heißen Wasserläufen, die in dieser Gebirgsgegend zu Tale rinnen, fehlt es nicht an Gelegenheit, den Durst zu stillen.

So ritten wir also gegen acht Uhr morgens fort. Es ging bergauf und bergab, über Bäche und Sümpfe ins Ibißland hinein. Als wir auf dem höchsten Berge angekommen waren, sahen wir seitwärts schon die Behausung des großen Kaffern-Häuptlings Salomon liegen. Das nach europäischer Art im Viereck erbaute Haus ist auf weite Ferne sichtbar. Es ist nach drei Seiten hin von einer Baumpflanzung umgeben und durch einen Drahtzaun geschützt.

Wir kamen etwas unerwartet und mußten daher eine geraume Weile im Freien warten, bis die schwarzen Herrschaften ihre Toilette gemacht hatten. Auch der besser situierte Kaffer liebt es, zu Hause im Negligee zu gehen; er fühlt sich so bequemer und schont nebenbei die teuren Kleider.

Beim Eintritt fanden wir alles recht bequem zu unserm Empfang hergerichtet. Eine lange Bank, auf der man uns Platz nehmen hieß, stand am Eingang des großen, breiten Zimmers aufgestellt. In einem hübschen Schranke an der Wand befand sich allerlei Tafelgeschirr, seitwärts davon lag auf einem Sofa der kranke Sohn. Er mochte etwa 24 Jahre alt sein und war der Zwillingbruder der ältesten Tochter des Hauses, die sich viel mit unserer Bedienung zu schaffen machte. Eine jüngere Schwester unterhielt das mitten im Zimmer brennende Feuer, über dem ein brodelnder Teetopf stand. Nebenher kauerte ein junges Weib mit einem kleinen Kinde am Boden und machte sich mit dem Nähen eines blauen Rockes zu schaffen, während die kranke Frau des Häuptlings, die in erster Linie unsere Hilfe beanspruchte, in einer Ecke saß.

Sie erzählte des langen und breiten von ihrer Krankheit. Nur mit Hilfe von Krücken kann sie sich mühsam fortbewegen. Das eine Knie war ihr hoch angeschwollen. Kafferdoktoren hatten, um die Geschwulst zu heilen, tiefe Einschnitte gemacht; dadurch war aber das Uebel erst recht schlimm geworden. Man brachte sie zu einem englischen Doktor nach Koffstad, allein auch seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Sie kehrte zurück und hatte schon alle Hoffnung auf Wiedergenesung aufgegeben, als sie von dem katholischen „Wunderdoktor“ in Emaus hörte . . . Ich benahm ihr die

Hoffnung auf Heilung zwar nicht, gestand ihr aber sofort, daß die Kur eine lange Zeit in Anspruch nehmen würde.

Der Junge auf dem Sofa hatte zwei böse Wunden im Leibe, aus denen beständig Eiter floß. Auch er war schon bei vielen schwarzen und weißen Doktoren gewesen und kam ungeheilt aus dem Spital zurück. Die Leute stammten aus dem Pondoland und machten in ihrem Benehmen einen recht guten Eindruck. Schon ihr



P. Josef Biegner in der Lourdesgrotte bei Emaus.

Neußerer war viel edler und einnehmender, als das der Amabacas und Zulus. Ihre Hautfarbe ist lichtbraun, ihre Züge sind edel, das Auge mild.

Der Häuptling selbst war leider nicht zu Hause; er mußte in Geschäftsangelegenheiten zum Magistrate nach Amzimfulu. Er hatte, wie ich hörte, anfangs vier Frauen gehabt, aber zwei entlassen, als er Wesleyaner wurde. Daß er die älteste trotz ihrer Krankheit behielt, ist immerhin ein Zeichen edler Gesinnung; auch gegen uns und die katholische Mission zeigte er sich immer vornehm und gerecht, und ich hoffe, das Verhältnis werde sich mit der Zeit noch günstiger gestalten, wenn es mir mit Gottes Hilfe gelingen sollte, die Krankheit seiner

Frau und seines Sohnes zu lindern, wenn nicht ganz zu heilen.

Die älteste Tochter präsentierte uns einen Tee und trank selbst, auf dem Boden sitzend, eine Tasse für sich. Um nicht anzustoßen, taten wir Bescheid und teilten unter die Anwesenden unsere Äpfel aus, die als große Delikatessen mit Jubel entgegen genommen wurden.

Um halb 3 Uhr nachmittags waren wir wieder zu Hause in unserm lieben Emaus. Wollen sehen, welche Folgen der merkwürdige Ritt für uns haben wird. (Fortsetzung folgt)

Der Telegraph und die Tierwelt.

Die Länge der Telegraphen-Leitungen der Erde erreicht mehr als acht Millionen Kilometer, aber in den unentwickelten Ländern ward dieser Sieg nicht leicht errungen, und groß war die Zahl der Gegner, die immer wieder die neu angelegten Leitungen zerstörten und zerstören. Nicht nur die unentwickelten Völker vernichteten in blindem Vandalismus das kunstvolle Netz von Drähten, auch die Tierwelt hat der Ausbreitung der

Telegraphie schwere Hindernisse entgegengesetzt und ist noch heute nicht selten

die Ursache schlimmer Störungen. Ein hartnäckiger Feind der Telegraphie war vor allem der Elefant. Eine französische Wochenschrift, die diesen Feinden der Elektrizität einen Aufsatz widmet, erzählt, wie die mächtigen Dickhäuter immer von neuem die Telegraphenstangen mit ihrem Rüssel aus der Erde rissen und aller-

lei Verwüstungen anrichteten. Welchem Instinkte folgte der Elefant dabei? War es der Haß gegen das Unge- wöhnliche? „Das letzte Wort über den Menschen wird eines Tages gesprochen sein,“ so sagt eine alte Hindu- schrift, „doch nie das letzte Wort über den Elefanten.“



Die am 11. März 1911 mit „Avondale Castle“ über Köln von London nach Mariannhill abgereisten Passagiere:
Stehende Reihe von links nach rechts: 1. Josef Hubert, Schneider; 2. Ludwig Wappler, Landwirt; 3. Arnold Hilfer, Koch; 4. Regil Ketterle, Landwirt; 5. Albert Indlester, Sattler. Sitzende Reihe: 1. Michael Schmitt, Landwirt; 2. Josef Schmid, Kreismutter; 3. Dr. Claudius Kowalewski; 4. Heinrich Kroege, Schneider; 5. August Wappler, Wäschmeister.

Aber fast noch schlimmer waren die Störungen, die in Indien die Büffel den ersten Drahtleitungen zufügten. Mit drohend gesenktem Haupte stürzten sie gegen die Pfosten, und die Stange, die dem ersten Sturm nicht wich, fiel dann sicher dem zweiten zum Opfer. In Nordamerika haben die Höhlenbewohner

den Ingenieuren und Elektrotechnikern manche Sorgen bereitet. Besonders die Gürteltiere, die Wollhasen und die Stinktiere, die sonst gewöhnlich am Fuße der Bäume ihre Höhlen graben, wählten die Telegraphenstangen zu ihren Bauplätzen, gruben hier ihre unterirdischen Gänge und brachten mit der Zeit die Pfosten zu Fall. Die Bären, die in Norwegen die Telegraphie bedrohten, verfolgten dabei verlockende Ziele: das Surren der Telegraphendrähte ließ sie glauben, daß die Telegraphenpfähle ein Standquartier der Vienen seien. Die Sehnsucht nach Honig ließ sie stets neue Verwüstungen anrichten. Aber die zottigen Waldbewohner lernten aus ihren Enttäuschungen, die Zahl der Angriffe auf die Telegraphenleitungen nahmen mehr und mehr ab, und schließlich verlor das Surren der Drähte für Meister Bez seine Anziehungskraft. In Afrika und in Asien benützen die Affen die Telegraphenleitungen als willkommenes Turngerät; die Folge war, daß die Drähte rissen oder sich verwirrten, so daß die Strecken immer wieder abge sucht werden mußten, um die Sünden der Affen wieder gut zu machen. Am besten haben sich noch die Vögel mit dieser Erfindung des Menschengesistes abgefunden: sie wählten die Drähte zum bequemen Standquartier, das einen Rundblick nach allen Seiten gestattet.

Der Specht glaubte im Anfang sehr schlau zu sein, als er aus dem Surren der Drähte schloß, daß die Telegraphenstangen in ihrem Innern eine reiche Beute an Insekten beherbergen müßten. Mit seinem spitzen Schnabel begann er die Pfähle zu beklopfen, hämmerte tiefe, oft 7—8 Zentimeter breite Löcher in das Holz, aber mit der Zeit lernte auch er die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen einsehen und ließ von der Arbeit ab. Er hatte genug Schaden angerichtet: in Amerika mußten Hunderte von Telegraphenpfosten ersetzt werden, weil der Specht sie so zerhämmert hatte, daß sie dem ersten Sturmwind zum Opfer fallen mußten. In der Welt der Insekten hatte man das Auftauchen der Telegraphie offenbar mit Freude begrüßt. Die Mauerbienen erkoren die Porzellanisolatoren zu ihren Nestern, in sorgfamer Arbeit überzogen sie das leuchtende Porzellan mit einer Kruste von Staub, um dadurch die Brechung der Sonnenstrahlen zu verhindern, und bauten dann ihre Nester. Eine besondere Vorliebe für die Telegraphendrähte zeigen die Spinnen, die oft hunderte von Meter lang die Leitung mit ihren Netzen bekleiden. In Japan erreichen diese Spinnweben bisweilen solche Ausdehnung, daß sie den Strom ableiten und den Depeschenverkehr hindern. Darum gehen dort besondere Beamte in bestimmten Zwischenräumen die Strecke ab, um die Spinnenetze abzustreifen: eine Sisyphusarbeit, denn wenig Tage später haben die fleißigen Tiere die zerstörten Fliegenfallen wieder hergestellt und neue dazu gewoben. Doch nicht nur auf dem Lande, auch in den Tiefen des Ozeans hat die Telegraphie ihre Feinde. Da ist vor allem der Bohrwurm, der in die Kabel eindringt und in der Kautschukummhüllung eine willkommene Abwechslung gegen die eintönige Holznahrung sieht. Schlimme Störungen richtet oft der Sägesisch an, der in den Tiefen des Meeres wohl bisweilen mit dem Kabel zusammenstößt. Das Hindernis erbittert ihn dann so, daß er mit seiner mächtigen Säge den Kabel angreift, und dabei die Leitung zerstört. Die unterseeischen Leitungen folgen nicht immer dem Meeresboden, sondern sind oft von einer unterseeischen Hügelkette zur anderen gespannt. Dies benützen die Wale als ein bequemes Mittel, um sich ihrer

küstigen Schmarozer zu entledigen: sie reiben sich an dem Kabel, bis die Muscheln, Algen, Schnecken usw. abgestreift sind. Aber diese unterseeische Toilette hat ihre Gefahren sowohl für den Kabel wie für den Walfisch. Es kommt vor, daß er sich mit dem Schwanz im Kabel verwickelt und sich nicht mehr freimachen kann. Sein Los ist dann der Erstickungstod. Im Juli 1873 fand man bei Reparaturarbeiten einen solchen Walfisch, der sich im Kabel wie in einer Schlinge gefangen hatte, und ein ähnliches Phänomen beobachtete man im Oktober 1899 an der brasilianischen Küste. Das Kabelschiff „Wiking“, das Reparaturarbeiten vornahm, untersuchte den Kabel und schnitt ihn schließlich an der Stelle, an der der Strom stockte, durch. Man war nicht wenig erstaunt, als unmittelbar darauf, wie von ungeheurer Gewalt emporgeschleudert, der Leichnam eines mächtigen Walfisches an die Oberfläche kam. Im Innern des großen Fisches hatten sich Gase gebildet, die nicht entweichen konnten und nun den gewaltigen Körper wie einen Schleuderball emportrieben.

Goldkörner.

Es ist der natürlichen Trägheit zugender, nichts-tuenderweise sich mit erlittenem Unrecht und erfahrenem Undank zu befassen, als durch einen Akt der Güte das verscherzte Wohlwollen wieder zu erlangen.



Ein besorgter Diener.

Gräfin: „Johann, warum gehen Sie so sehr weit hinter mich nach?“

Johann: „Gnädigste Frau, damit d' Leut' nit glauben, i' sei Ihr Gmahl!“

Briefkasten.

M. H. R. M. 100. — erhalten und wird die Statue nach M. Ratschig besorgt. „Vergelt's Gott.“

V. Steininger, München. Daß Sie die Gemäldegalerie in Schleißheim eingehend besichtigten, kann Ihnen doch niemand verwehren. Das erwähnte Gemälde ist sicher ein Kunstwerk. Schade, daß Sie ohne Katalog sich die Sachen anschauten. Wie kamen Sie denn auf den Einfall, sich erst einen Katalog zu kaufen, als Sie das Schloß verlassen und heimgingen? Das ist doch jammerlich und der Tadel, den Sie erfahren, ist wohlverdient. Es ist eben alles möglich und sollen sogar schon Nachtwächter bei Tag gestorben sein.

R. L., Offenburg. Wir konnten mit dem besten Willen den Namen nicht anders entziffern, daher der Fehler in der Adresse. Man sollte Namen und Wohnort uns immer recht deutlich mitteilen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Nebelschütz, Weichenhorn, Mondfeld, Göppingen, Würzburg, Hell a. M., Waldshut, Bohenheim, Köhlarn, Jgersheim, Weilheim, Cronberg, Dogern, Rottweil, Steinensadt, Weinstetten, Schiltigheim, Seethal, Weipolshofen, Ehingen, Ottersweier, Bruchsal, Gebanten, Großottersdorf, Lippach, Nachen, Dären, Würfelen, Wylang, Emmerich, Effen, Marienbaum, Weilerswilt, Bodum, Raderborn, Mölsdorf, Schalkenmehren, Rheidt, Hösen, Büede, S. L., Salzotten, Emmerich, Effen, Ehrenbreitstein, Affeln, Kirchhoven, Mühenich, Reheim, Niedersfeld, Haltern, Güzzenich, Dalinghausen, Langföden, Mariaweiler, Nordkirchen, Kempen, Schaffhausen, Weywerß, Hagen, Neunkirchen, Jülich, Eicherich, Bedburg, Gelsenkirchen, Weisweiler, Hüchelhoven, Bottrop, Krefeld, Niederau, Niederbachem, Bilsbach, Katterherberg, Rospart, Breitweiler, Winden, Wefede, Salzotten, Goch, Gereonsweiler, Ech, Effen-Rättenich, Rheine, Düsseldorf, Kobringhausen, Vaal, Dannerhof, Werbold, Schmitthof, Vork, Köln, Jrel, Dorlar, Dehoven, Ehenborn, Wev. lingham, Medebach, Mehren, Frauwillersheim, Olpe, Koblenz.

Danksagungen

gingen ein aus: Reichenbach, Forst, Ehrenbreitstein, Kirchberg a. Inn (40 M.).

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Stein a. Kocher, Geislingen, Reichenbach, Mögglingen, Karlsruhe mehrere, Windshausen, Ottershausen, Laupheim, Hardheim, Ringingen, Altomünster, Grombach, Friedrichshafen, Freising, C. Heinz, Albersbach, Frankfurt a. M., Donauersingen, Ottrott, Neustadt a. S., Dogern, Dänneberg, Halsbach, Linz, Hildesheim, Bornabden, Danzig, Schwege, Würfelen, Anholt, Hasselt, Emmerich, Dinklage, Baasem, Münster, Castrup, Brohl, Cham, Lommis, Koblitz, Otten, Welsen, berg, Brengarten, Dagmersellen, Wil, Amriswil, Oberurnen, Brunnen, Chur, St. Moritz, Tägerig, Stedborn, Grünau, Sennhof, Widdhaus, Oberhausen, Mangwil, Eichenbach, Gaisau, Wittman, Gerlan, Rheine, Stolberg, Holthausen, Jülich, Guichenbach, Dassel, Duisburg, Emmerich, Kallendar, Weisweiler, Bäume, Oldenburg, Holthausen, Elberfeld, Godesberg, Nachen, Eupen, Rheidt, Eicherich, Varmen, Köln, Gelsenkirchen, Hemmelte, Siemerode, Simmerath, Ruhrort, Bludenz, Weiz, Sternberg, Birkenfeld, St. Johann, Straden, Graz, Mooskirchen, Freistadt.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

S. Wikorada Rosenberger, Linz, Johann Blattner, Baden bei Wien, Katharina Machacek, Kremsier, Maria Baier, Linz, Josef Flattinger, Au a. d. Donau, Angela Kofner, Leuvin, Josefa Grundböck, Stöfing, Franziska Reinhold, Weiz, Barbara Schöfl, Rind bei Maunth, Johann Kreis, Defau, Erdberg, Maria Kron-dorfer, Rindberg, Maria Tossold, St. Ruprecht a. R., Alois Saubacher, Götzendorf, Anna Raml, Malzbühl, Jäzilia Wolf, Scheifling, Josef Vittinger, Kremsmünster, M. Florentia Daul, Linz, Maria Vepf, Merkelsdorf, P. Sigismund Galla, Abmont, Johann Buchner, Linz, Heinrich Fischer, Neustadt, Karl Schmid, Dagen-

dorf, Margaretha Kordowich, Würzburg, Theresia Weiß, Tresselstein, Anselm Hildebrand, Bern, Joseph Buch, Meisse, Pauline Stiller, Breslau, Wilhelm Lindner, Grünwald, Vinzenz Vöhr, Bogthal, Magdalena Siedenbiller, Landsbut, Franz Abrel, Niederrieden, Magdalena Förgg, Niederrieden, Maria Schreiner, Unterleithersbach, Maria Rosina Schmidt, Mondfeld, Maria Scherer, Strahburg, Anna Maria Wandlinger, Dörndorf, Rader Blumhofer, Nürnberg, Luise Wahler, Berg a. Laim, Kath. Drexler, Stodried, Theres Wurm, Neuborf, Anna Reinischmitt, Benedikt Seiler, Lorenz Moser, Luitgarde Hafenoher, sämtl. von Ottersweier, Franz Unrath, Fuchsfeld, Kaspar Amberg, Herbstadt, Kilian Rühmshof, Stadtpfr., Stühlingen, Maria Grieb, Lannesberg, Notburga Landherr, Kaufbeuren, Laura Kriegsfotter, Nedarjulin, Eubertine Hellmanns, Würfelen, Ww. Albus, Hattingen, Anna Spelthahn und Gertrud Peters, Eberen, Ww. Elj. Böcke, Lutten, Katharina Kref, Bögen, Adam Kneip, Wefel, Gertrud Reich, Köln, Anna Barbara Schnell, Brüm, Edmund Delonge, Albenhoven, Ww. Heine, Sieber, Bilsbach, Katharina Rittum, Herzogenrath, Josef Ralm, Würfelen, Frau Jos. Janfen, Mayen, Herr Bielefeld, Heddinghausen, Johann Josef Grebe, Wanne, Hermann Hausmann, Vorbeck, Hermann Klein, Eidel, Heinrich Schmitz, Kanten, Kath. Priem, Vorchhausen, Nikolaus Hans, Eupen, Frau B. Jos. Bettelmeyer, Niederbachem, Frau Angenhoven, Düsseldorf, Karl Reichling, Bissen, Herr Keil, Ehlenz, Wilhelmina Rätten, Flosdorf, Ww. Reuter, Eupen, Ww. Lohage, Nachen, Ww. Strerath, Dannerhof, Klara Ritting, Werbold, Ww. Heinrich Wader, Bochum, Johann Nouenhoff, Bern, Wilhelm von Meer, Cafer, Christine Buxtempa und Ww. S. Buller, Wadersloh, Ww. Jieres, Jrel, Elisabeth Fötgen, Bottrop, Josefa van Haag, Frau Johann Giesen, Frauwillersheim, Magdalena Ernst, Hirschhofen, Frau Heinrich Sparbrod, Birgel, Theodor Zimmerhaus, Heege, Frau Anton Wilmis, Buchholz, Gerhard Röttges, Jücheln, Bernhard Freye, Apeichäfen, Gertrud Herr, Frau Maasen, Sibilla Band r, Theres Schiffer, Frau Nießen, Frau Detal, Anna Schmitz, Frau Sträuber, Sibilla Keller, Josef Giboni, Friedr. Geller, Frau Till, sämtl. von Nachen, Elisabeth Hüster, Clarholz, Maria Ruhren, Krefeld, Frau Jhler, Raderborn, Josef Ellermann, Datteln, Heinrich Kauffen, Freund, Nikolaus Kimber, Frankfurt, Nikolaus Dieß II, Rodenberg, Wilhelmine Luschen, Niederweingern, Juliana Katharina und Johann Adam Hohmann, Oberhausen, Berena Thuli-Wils, Wilters, Leo Jmahorn, Augustin Hallenbarte, Dbergesteln, M. Magdalena Blumental, Oberjagen, Joh. Bapt. Meier, Tägerig, Josefa Mohrer, Sachfeln, Nepomuk Rudstuh, Tägerichen, Anale Lorenz, Biele, Leonz Wiprächtiger, Walters, Joh. Jos. Hengen, Blatten, Ww. Beatriz Meier, Oberriet, Josef Stadelmann, Luzern, Franz C. Marhenka, Davos-Platz, Ludwig Derr, Oberbach, Antonius Holder und Robert Gomes, Steinburg, Nikolaus Meyer, Saar-Union, Rosa Reibach und Josefa Schmid, Mengers, Josefa Föhler, Kapfenhofen, Kath. Spelle, Jony, Josefa Stark, München, August Baberske, Hinzendorf, Maria Huber, German Kastenmeier, Viktor Quewater, Osabrill, Franz Herman, Grand Rapids, Wis, Johanna Menze, Carroll, Iowa, Anna Wagner, Dietfurt bei St. Gallen, Michalina Klemm, Chicago, Ill., Kunigunda Scheidemantel, Winona, Minn., Edward Reiter, Hudson, Kanf, Anna Alhr, Wejer, Katharina Pleha, Jaromeritz, Ferdinand Kurz, Lambach, Georg Reiter, Linz, Sr. Mamerta Köbl, Linz, Maria Marchetti, Siebeneich, Georg Hellwagner, Zell a. Pram, Katharina Schäfer, Petropolis, Albert Fleß, Rann, Joh. Lopitsch, Pir., Murel, Franz Schneeweis, Rattendorf, M. Gifferta Schachner, Linz, Gabriela Würth, Prag, Theresia Wapl, Schlögl-Nigen, Anna Savranek, Prag, Elisabeth Bleimeier, Friesach, Helena Ulbrich, Alt-Ehrenberg, Johann Berger, Linz, M. Maria Kar-mehr, Laibach, Terziarschwester Josefa, Linz, Kreszenz Stabler, Weng, Paulina Winder, Kennelbach, Johann Fischer, Herzingeran, Dö.-Deft, Graf Joh. Uiberater, Engelbert Seyfried, Franz Haslmaier, Gramastetten, Rosalia Jany, Winn, Alois Windischbauer, Wels, Frau Mantinger, Wlndö, Theres Heunader, Lambach, Emilie Kremmitsch, Prag, Thessa Ulbrich, Währ, Mststadt, Maria Vepf, Merkelsdorf, Franz Steinhardt, Pir., Desselbrunn, Anna Wally, Budapest, Anton Fabian, Wettmanstetten, Rosa Krumpholtz, Graz, Anton Moser, Pir., Söchan, Maria Graf, Otenthal, Franz Raim, Euratsfeld, Gräfin A. Tarona, Cech, Maria Dalmann, Bndweis, Jos. Bymaugh, Pir., Blumenau Peter Bordenmajr, Pir., Hopfgarten, Theres Unterwiesacher, Graz, Franz Namersdorfer, Gramastetten, Elisabeth Wajhofer, St. Johann-Engstetten, Frau M. Gengembre, Brunn, Jos. Rametz, Trattenbach, Juliana Taitra, Hinterfotten, M. Agatha Mepler, Andelsbuch, Vater Majer, Leoben, Mutter Röttig, Georgwalde, Maria Rauch, Trautenau, Paulina Winter, Reimelsbach, Maria Schaffner, Regensburg.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.